Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 66 (2016)

Heft: 3

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizergeschichte / Histoire suisse

Erwin Eugster (Hg.), **Winterthurer Stadtgeschichte,** im Auftrag der Stadt Winterthur und der Adele Koller-Knüsli-Stiftung, 2 Bände, Zürich: Chronos Verlag, 2014, 355 bzw. 463 Seiten.

Zu Winterthur wurde die Stadtgeschichte eifrig gepflegt. Bereits in den Jahren 1840 bis 1850 verfasste Johann Conrad Troll eine achtbändige (!) *Geschichte der Stadt Winterthur, nach Urkunden bearbeitet*, die schon recht viel Alltagsgeschichte enthält. In den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek Winterthur sind sodann mehrere gute Arbeiten zu einzelnen Aspekten der Stadtgeschichte publiziert worden, und 1960 und 1979 erschien von Werner Ganz eine materialreiche Darstellung der Geschichte der Stadt Winterthur in zwei Bänden. Sie reichte allerdings nur bis zum Jahr 1922.

Zum 750-Jahr-Stadtjubiläum von 2014 ist unter der Projektleitung von Erwin Eugster eine ebenfalls zwei gewichtige Bände umfassende neue Stadtgeschichte herausgekommen, die bis zur Gegenwart reicht. Sie zeigt, welche grossen Fortschritte die Geschichtsschreibung in der Zwischenzeit gemacht hat und wie Geschichte heute präsentiert wird. Während die Darstellung von Werner Ganz noch recht trocken daherkommt und nur Text beinhaltet, ist die neue auch für das Auge konzipiert. Rund 700 sachbezogene Illustrationen und Graphiken beleben den Text, der häufig dazu einlädt, mittels Stadtrundgängen mit eigenen Augen das Gelesene zu vertiefen. Angesichts der vielen neuen Forschungserkenntnisse und Themenstellungen ist die neue Stadtgeschichte von einem Kollektiv von acht durch einschlägige Publikationen ausgewiesene Autoren/-innen geschrieben worden. Sie haben zumeist grössere Zeitabschnitte beziehungsweise ab 1850 mehrere Themen bearbeitet. Das ermöglichte es ihnen, Schwerpunkte zu setzen und Entwicklungen aufzuzeigen. Für den Leser ergibt das eine spannende Lektüre ohne ermüdende Wiederholungen, wie es hin und wieder der Fall ist, wenn der Stoff unter (allzu) vielen Autoren aufgeteilt wird.

Der erste Band, der die Zeit bis 1850 umfasst, ist chronologisch gegliedert. Renate Windler behandelt die Zeit bis 1300, wobei sie gekonnt die vielen bedeutsamen archäologischen Funde erläutert, die in den letzten Jahrzehnten zu Winterthur gemacht worden sind. Dazu gehört etwa die bereits um das Jahr 1000 angelegte Adelsgrablege in der Kirche.

Die Zeit von 1350 bis 1550 ist bei Peter Niederhäuser in besten Händen. Er macht verständlich, wie es den Habsburgern trotz verhältnismässig schwacher Präsenz gelang, die Stadt Winterthur im 13. und 14. Jahrhundert in die Landesherrschaft einzubinden und sich die Treue der Führungsschichten zu sichern. Das Ancien Régime bis 1750 schildert Martin Leonhard unter der Überschrift *Blühend, aber ein politisches Leichtgewicht.* Besonders deutlich äusserte sich das darin, dass die Stadt Zürich im 17. Jahrhundert wiederholt verhinderte, dass die Munizipalstadt Winterthur in der näheren Umgebung Gerichtsherrschaften erwerben konnte. Weil Zürich nach 1700 mit protektionistischen Massnahmen die

freie Entwicklung protoindustrieller Produktionsformen ausbremste, verlagerten viele Winterthurer ihre Tätigkeit von der Textilproduktion auf den Garn- und Gewebehandel, der sich bis nach 1750 zum wichtigsten Wirtschaftszweig der Stadt entwickelte. Katharina Baumann zeigt in ihrem Beitrag über die Zeit von 1750 bis 1850 auf, dass es in Winterthur zur Zeit der Restauration schon früh Anzeichen einer liberalen Opposition gab. Schliesslich stellte Winterthur mit Jonas Furrer den ersten Zürcher Bundesrat. Noch immer bildeten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Handelshäuser einen entscheidenden Faktor für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt. Zu dieser Zeit machte aber auch schon Johann Jakob Sulzer erste Versuche im Eisenguss, und 1826 richtete der aus dem Handel kommende Johann Jacob Rieter in Töss eine Werkstatt ein, in der Spinnmaschinen hergestellt wurden. Geschildert wird auch die grosse Belastung der Stadt durch die französischen Besatzer, wenn auch die angegebene Zahl von 200'000 einquartierten Soldaten wohl nicht eine absolute Zahl, sondern Manntage waren. Auf ein halbes Jahr umgerechnet wären dann zu Winterthur durchschnittlich etwa 1100 Mann einquartiert gewesen; eine immer noch beträchtliche Zahl für eine Stadt von damals nur 3000 Einwohnern.

Der zweite Band ist thematisch gegliedert. Verena Rothenbühler befasst sich mit der Siedlungsentwicklung und dem Städtebau, der Religion und der Kirche, der Bildung und der Schule sowie der Kultur und Kunst. Im ersten Kapitel werden nicht nur die Entwicklung Winterthurs zur Gartenstadt und der Bau von Arbeitersiedlungen im Stil der neuen Sachlichkeit dargestellt, sondern auch die in den letzten Jahren erfolgte neue Nutzung des von der Industrie aufgegebenen Areals im Stadtzentrum. Aus dem ehemaligen Sulzer-Areal wurde ein durchmischtes Stadtviertel, das inzwischen den Rang eines internationalen Vorzeigeprojektes erreicht hat. Im Kapitel *Religion und Kirche* wird etwa der in der reformierten Kirche bis in die 1940er Jahre hinein geführte Kampf einer liberalen Richtung, welche aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse mit dem christlichen Weltbild zu verbinden suchte, gegen die sogenannten *Biblizisten* geschildert, die sich gegen die Relativierung der biblischen Botschaft wandten. Anschaulich werden auch der religiöse Wertewandel und die Individualisierung des Glaubens seit 1950 dargestellt. Den internationalen Ruf als Kulturstadt verdankt Winterthur einem ausgeprägten Mäzenatentum des unternehmerischen Bürgertums. Die Autorin bemerkt, dass die einflussreichen Familien nicht nur mit der Vermehrung ihres Vermögens beschäftigt waren, sondern einen grossen Teil ihres Geldes für gemeinnützige oder kulturelle Zwecke ausgaben. Es ist deshalb nicht zufällig, dass auch die neue Stadtgeschichte zu einem grossen Teil aus Geldern der von Adele Koller-Knüsli, der Tochter und Ehefrau von Unternehmern, 1924 ins Leben gerufenen Stiftung finanziert werden konnte.

Adrian Knoepfli ist der Autor der Kapitel *Von der Herrschaft der Demokraten zu Rot-Grün* und *Vom Baumwollhandel zur Industrie – und zur Bildungsstadt*. Es war eine gute Idee, denselben Autor mit der Darstellung der politischen und der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt zu beauftragen; beide hängen nämlich eng zusammen. So war etwa die Stadt massiv in die Gründung der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik involviert und an nicht weniger als an drei Banken beteiligt, unter anderem auch an der *Bank in Winterthur*, einer der Vorgängerbanken der heutigen UBS. Die Stadt beteiligte sich auch an der Eisenbahnlinie von Zürich nach Romanshorn. Als verhängnisvoll erwies sich indessen die Beteiligung der demokratisch regierten Stadt an der Nationalbahn. Das De-

bakel dieser Bahn lähmte die Finanzen der Stadt über Jahre hinweg. Die Entwicklung Winterthurs zu einer bedeutenden Industriestadt, vorwiegend der Metallverarbeitung, führte zum Entstehen einer Arbeiterbewegung. Diese stand anfänglich im Windschatten der Demokraten. Zwischen diesen und dem Grütliverein kam es erst in den späten 1890er Jahren zum Bruch. Nominell wurde eine SP erst 1911 gegründet. Anhand der Person von Albert Locher zeigt der Autor auf, wie die Grenzen um 1900 noch fliessend waren: Als Mitglied der demokratischen Bewegung sass Locher im eidgenössischen Parlament, wurde 1891/92 Präsident des Grütlivereins und amtete von 1907 bis 1911 als Vizepräsident der FDP Schweiz.

Samuel Studer beschäftigt sich mit den Themen *Freizeit* und *Der Winterthurer Medienplatz*. Das Thema Freizeit konzentriert er auf diese Aspekte: Vereine, Bäder, Ferienkolonien und öffentliche Feste. Er schildert, wie den oft über Jahrzehnte hinweg gleichbleibenden Vereinszwecken ein Wandel des Vereinslebens gegenübersteht, der interessante Einblicke in die Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens gewährt.

Andres Betschart war das Kapitel *Verkehr und städtische Infrastruktur* anvertraut worden. Er zeigt auf, wie der öffentliche Verkehr während der Zeit der Hochkonjunktur in den 1960er und 1970er Jahren gegenüber dem Individualverkehr den Anschluss verlor, sich indessen seit 1980 dank der S-Bahn wieder im Vorteil befindet. Aufschlussreich ist der Hinweis des Autors, auf welchen tiefgreifenden Wandel eine sechzigjährige Person im Jahr 1910 zurückblicken konnte: Das Wasser musste nicht mehr am Brunnen geholt werden, Abwasser floss durch eine Kanalisation und nicht einen stinkenden Ehgraben ab, und Gas und Elektrizität brachten saubere und russfreie Energie in die Wohnung.

Häufig wird von den Autoren auf das nicht immer problemfreie Verhältnis der Munizipalstadt Winterthur zur Hauptstadt Zürich hingewiesen. Mit durchaus berechtigtem Lokalpatriotismus können sie jedoch viele Punkte anführen, in welchen die Stadt Winterthur führend war. So befand sich die erste chemische Fabrik der Schweiz in Winterthur, mit dem Stadthaus steht eines der bedeutendsten Bauwerke des 19. Jahrhunderts in Winterthur, und die erste Zonenbauordnung wurde 1909 zu Winterthur erlassen. Die Stadt Winterthur hat nun auch eine neue, nach modernen Kriterien ausgearbeitete Stadtgeschichte, die sich auch mit dem Alltag, der Geschlechtergeschichte und der Bevölkerung befasst und deren exzellente graphische Gestaltung und gut lesbares Schriftbild das Lesen zur Freude machen. Die Stadtzürcher können die Winterthurer um diese neue gelungene Stadtgeschichte nur beneiden. Letztmals ist nämlich 1914 eine Geschichte der Stadt Zürich erschienen, die allerdings nur die Zeit von 1814 bis 1914 umfasst *(Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich)*. Die von Sigmund Widmer in den Jahren 1975 bis 1986 publizierte Geschichte der Stadt Zürich bezeichnet sich sodann selber (nur) als *eine Kulturgeschichte*. Thomas Weibel, Gossau

Peter F. Kopp, **War der Ofen schuld? Kabinettstücke aus der Schweizer Kulturgeschichte,** Zürich: Chronos 2014, 392 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Der enigmatische Obertitel erklärt sich durch den gleichnamigen Titel des ersten Aufsatzes in diesem Sammelband, der elf Beiträge zur Schweizer Kulturgeschichte enthält. Fünf von ihnen wurden bereits früher publiziert und sind für die Neuausgabe überarbeitet und erweitert worden. Die thematische und zeitliche Spannweite der Abhandlungen ist sehr gross und zeugt von den vielseitigen

Interessen und ausserordentlich breiten Fachkenntnissen des Autors. Zugleich ist sie als Alterswerk des 1938 geborenen Kulturhistorikers eine Art Summe seines Forschens. Dass sie die Frucht langjähriger Beschäftigung ist, zeigt sich schon daran, dass mehrere der Aufsätze seit längerem verstorbenen Fachkollegen gewidmet sind.

Zu den Studien im Einzelnen: *War der Ofen schuld?* (S. 7–54) ist eigentlich ein Essay zum Gang der Stadtgeschichte von der Antike bis ins Spätmittelalter, wobei sie unter dem speziellen Aspekt der städtischen Autonomiebewegung beleuchtet wird, der geographische Schwerpunkt in der Eidgenossenschaft liegt und die Stellung der Frau in diesem Prozess besonders hervorgehoben wird. – *Thurgauer Leinen für den Konstanzer Fernhandel* (S. 55–116) zeigt kenntnisreich den Zusammenhang zwischen der Leinenproduktion im Konstanzer Hinterland, dem Tuchhandel sowie der städtischen Tuchherstellung und ihrer bildlichen Darstellung in den Fresken des *Hauses zur Kunkel.* Ein Exkurs von Peter Bretscher (S. 74–96) liefert dazu sachkundige Erläuterungen. – *Versuch über die lenkbare Wagenachse* (S. 117–140) zeichnet mit Hilfe von Bildmaterial diese technikgeschichtlich wichtige Erfindung nach. – *Der Mord an den unschuldigen Kindlein von Solothurn* (S. 141–156) untersucht anhand von aufgefundenen Gebeinen der angeblich beiden letzten Zähringerkinder die Entstehung dieser Legende in der spätmittelalterlichen Chronistik und teilt als Lösung des Rätsels die Datierung eines der Knöchelchen auf 1544 mit. – *Herrenloses Solothurn* (S. 157–184) unternimmt in grossen Schritten einen Gang durch die Solothurner Geschichte bis 1800, behandelt die naturräumlichen Gegebenheiten, die Entstehung der Zunftverfassung, die Territorialbildung und das Nebeneinander von Stadtrepublik und monarchischer Residenz. Residenzstadt ist Solothurn seit 1530 durch die Gesandten des Königs von Frankreich mit ihrer fürstlichen Hofhaltung. – *Xaver Zeltner. Ein viel besungener Landvogt und revolutionärer Dramenheld* (S. 185–227) bietet ein fesselndes biographisches Porträt dieses schillernden Politikers (1764–1835) des ausgehenden Ancien Régimes und der Revolutionszeit, der als Landvogt in Lugano wirkte und an der Consulta in Paris teilnahm. – *Ein Auswandererschicksal* (S. 229–243) befasst sich in mikrohistorischer Manier mit dem wechselvollen Leben der Familie Meinrad Weber aus Arth, die ins Freiburgische auswanderte und deren Nachkommen in Brasilien eine neue Heimat fanden. – *Eine tapfere Witwe gründet eine Weltfirma* (S. 245–264) skizziert die Anfänge und den Aufstieg der Destillerie Felchlin in Schwyz. – *Vom Kaisern und Jassen. Spielkartenland Schweiz* (S. 265–302) und *Die enthüllte Wahrheit des Tarock/Tarot* (S. 303–314) befassen sich mit der Geschichte der Spielkarten seit ihren mittelalterlichen Anfängen und zeigen den Verfasser als ausgewiesenen Kenner auf diesem Spezialgebiet der Kulturgeschichte. – *«... denn es ist kein Land wie dieses». Die Schweiz als voreisenbahnliches Reiseziel* (S. 315–347) beruht auf zwei verschiedenen Vorarbeiten über das Reisen in der alten Schweiz und über die Erforschung der Alpen. In anregender Mischung werden Berichte und Beobachtungen von den Humanisten bis Mendelssohn Bartholdy, von Machiavelli bis Rousseau und Haller zusammengetragen. – *Die Basler Fasnacht, ein verfremdetes Sechseläuten* (S. 357) ist eine Causerie über die Wiederbelebung der beiden Bräuche im 19. Jahrhundert und ihre heutige Gestalt.

Der lesenswerte Band schliesst mit einer Bibliographie des Autors. Man vermisst allerdings ein Namenregister, das angesichts der heterogenen Beiträge des Aufsatzbandes hilfreich wäre. Ernst Tremp, Freiburg i.Ue.

Lothar Deplazes, Immacolata Saulle Hippenmeyer, **Bündner Urkundenbuch Band VII 1370–1385,** Chur: Staatsarchiv Graubünden 2014, 756 Seiten.

Mit dem Erscheinen des zweitletzten Bandes, Nummer VII, 2014, nähert sich das seit 1947 laufende Projekt *Bündner Urkundenbuch* nun doch noch einem glücklichen Ende. Der Band VIII, die Jahre 1386 bis 1400 umfassend, soll den Schlusspunkt setzen. Ediert werden dann gemäss Editionsplan «alle Urkunden, die in irgendeiner Weise das Gebiet des heutigen Kantons Graubünden betreffen», zum grössten Teil in Volltext. Damit ist auch gesagt, dass das Material weit über die Grenzen des heutigen Kantons Graubünden hinausreicht; Mass genommen wird an den spätmittelalterlichen, kirchlichen, politischen und personellen Strukturen. Dabei ist nicht nur an die hierarchischen Verknüpfungen innerhalb der römischen Kirche zu denken, sondern auch an die Grenze des Bistums Chur im Süden bei Meran, dem auch der ganze Vinschgau unterstand. Besonders eng waren auch die Verbindungen mit dem, unter anderem grosse Teile der Ostschweiz umfassenden, grössten deutschen Bistum Konstanz und im Süden mit der Diözese Brixen. Aus den Beziehungen zu den Habsburgern (z.T. eben auch als Herzöge, Könige und Kaiser) gaben sich weitere Anknüpfungspunkte in Richtung Nord- und Südtirol. Dies gilt alles analog auch für den sehr mobilen (Hoch-)Adel und nicht zuletzt für die durch Oberrätien führenden Handelsachsen (Passstrassen), sei es nach Venedig oder nach Mailand. Die Erforschung der Beziehungen Oberrätiens zu den südlich angrenzenden, politisch instabilen Gebieten – und damit der dortigen Archive – war eine Spezialität des federführenden, leider schon im Januar 2015 verstorbenen Bearbeiters Dr. Lothar Deplazes; seine Ausbeute für den Band VII des BUB war entsprechend gross.[1] Beeindruckend ist das Archivverzeichnis: 115 Archive von Aarau über Admont bis Zürich und Zwettl im Waldviertel. Verdankenswert sind die 39 Nachträge zu den Bänden II (neu) bis VII. Es folgen 81 Bildwiedergaben von entsprechenden Siegeln und weiter die Notarszeichen von zwölf Notaren. Schliesslich ist auch eine Konkordanztabelle zu den zeitlich zum Band VII gehörigen, in der älteren Literatur viel zitierten Urkunden aus dem *alten Bündner Urkundenbuch* von Mohr (bzw. Moor), dem Codex diplomaticus III und IV, angefügt. Sehr sorgfältig ist das Namenregister ausgeführt, das für die Lokalisierung mancher Objekte sehr hilfreich sein kann. Ebenfalls sehr wertvoll sind das lateinische und das deutsche Wort- und Sachregister, letzteres besonders, weil nun die Zahl der deutschen Texte (auch im kirchlichen Bereich) deutlich zunimmt, allgemein aber, weil sie die korrekte Beurteilung der rechtlichen Verhältnisse erleichtern.

Band VII bewegt sich nun mit einer Vielzahl von Urkunden im Bereich der wirtschaftlichen und politisch-gesellschaftlichen Umwälzungen des 14. Jahrhunderts auch in Oberrätien. Die zunehmende Schriftlichkeit ermöglicht gleichzeitig Einblicke auch in lokale Bereiche und damit Korrekturen älterer pauschalisierender Urteile. So lässt sich nun zum Teil das allmähliche Ausscheiden der noch im 13. Jahrhundert doch deutlich dominierenden Grafen- und Freiherrengeschlechter klarer fassen, deren Positionen zunehmend an kommunale Gewalten unter der Führung einer ökonomisch potenten Oberschicht übergehen. Der Einfluss der Habsburger, welche die östlich an Oberrätien anschliessenden Gebiete beherr-

1 Vgl. Lothar Deplazes, Chiavenna und der churrätische Raum im Kampf zwischen Papst und Mailand 1372–1378, Chur 2015.

schen, ist aber weiterhin sehr markant. An Österreich sich anzulehnen blieb bei andauerndem faktischem Machtverlust auf die Dauer auch dem Bischof von Chur – nach wie vor Reichsfürst – nicht erspart, selbst wenn ihm die Privilegien Kaiser Karls IV. zeitweise etwas Luft verschafften. Immer deutlicher fassbar wird die Bedeutung Graubündens als Passland mit entsprechenden Konflikten in den Passregionen und Verwicklungen in die Machtkämpfe in Oberitalien. Diverse Dokumente aus der Zeit der 70er Jahre des 14. Jahrhunderts zeigen dies etwa im Kampf des (avignonesischen) Papsttums (Gregor XI.) mit den Visconti in Mailand, vor allem auch um die Positionen in Chiavenna, einem wichtigen Stützpunkt der Visconti im Raum zwischen Como und Mailand. In diesem Zusammenhang wurde auch der Churer Bischof Friedrich II. von Erdingen (1368–1376) vom Papst mit sehr konkreten Weisungen bedacht. – Bemerkenswert für den kommunalen Bereich ist die Neuedition der Stadtordnung von Chur 1368–1381, desgleichen etwa, wie Ammann und Geschworene und die Gemeinde Davos – wenn auch mit Wissen ihres Herrn, Graf Donats von Toggenburg – 1375 recht selbständig eine Fehde im Bereich von Valmalenco mit der Talgemeinde Bergell beilegten, wobei freilich das Gebiet von Bergell, Valle San Giacomo und Umgebung eine sehr alte Konfliktzone (Alpbewirtschaftung!) zwischen Nord- und Südbünden darstellte.

Es versteht sich, dass auch der siebte Band des Bündner Urkundenbuchs dank der enormen Erfahrung der Bearbeiter im Bereich der Publikation von historischen Quellen konsequent hohe Ansprüche erfüllt. Nach dem Abschluss mit Band VIII (bis 1400) wird den historisch Interessierten ein gesicherter Quellenfundus zur Geschichte des mittelalterlichen Graubündens zur Verfügung stehen. Die Bände I bis V sind inzwischen auch auf der Homepage des Staatsarchivs Graubünden online einsehbar. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, dass hier im Wesentlichen *nur* Urkundenmaterial vorgelegt wird. Was konzeptbedingt fehlt, sind insbesondere Urbarien, Jahrzeitbücher, Rödel, Chroniken. Für solche liegen zum Teil Neueditionen vor, so etwa die von U. Brunold und I. Saulle Hippenmeyer bearbeiteten Bände *Jahrzeitbücher, Urbare und Rödel Graubündens* (v.a. für das Vorderrheintal); anderes wieder muss nach wie vor aus älteren Editionen zusammengetragen werden. Man kann unter diesen Umständen das Ende des *Unternehmens Bündner Urkundenbuch* bedauern, muss sich aber darüber im Klaren sein, dass nur schon wegen der von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsenden Quellenmenge, aber auch der immer höher anfallenden Kosten ein so umfängliches Unternehmen nicht mehr in der Form eines Printmediums realisierbar wäre. Wie weit sich all diese Probleme mit Digitalisierung lösen lassen, wird sich weisen müssen.

Jürg Muraro, Winterthur

Colette Halter-Pernet, **Hofrechte und Offnungen des Klosters Einsiedeln. Entstehung, Entwicklung, Verwendung,** Zürich: Chronos Verlag, 2014, 392 Seiten, 14 Abbildungen, 1 Karte, 3 Graphiken, 11 Tabellen.

Die durch die Professoren Simon Teuscher und Stefan Sonderegger angenommene Dissertation zu den Einsiedler Hofrechten beschäftigt sich mit einem seit Jahrhunderten rechtsgeschichtlich hochrelevanten Thema, der Weistumsforschung, das heisst den seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des Ancien Régime schriftlich fixierten Hofrechten, Weistümern, Offnungen und Hofrodeln. In diesen unterschiedlich benannten Quellen werden Regelungen des ländlichen Lebensbereichs für ein klar abgrenzbares Gebiet festgehalten. Zu Beginn der Arbeit prüft die Verfasserin diese Quellenbegriffe kritisch und definiert

die Verwendung in ihrer Untersuchung, da in der Forschung keine allgemeingültige Weistumsdefinition existiert. Halter-Pernet verwendet den Quellenbegriff Offnung für eine Rechtsaufzeichnung, die mit Namen und Datum versehen ist, während ein Hofrecht – und als Synonym dazu der Hofrodel – undatiert und nicht mit Namen überliefert ist.

Analog zu den Untersuchungen von Walter Müller, Theodor Bühler und Rudolf Hinsberger beschäftigt sich die Dissertation mit den überlieferten Hofrechten und Offnungen einer geistlichen Institution und analysiert die Ordnungsvorstellungen und Regelungskonzepte in ihrer Entwicklung. Beeinflusst von der Schriftlichkeitsforschung und in Anlehnung an Michael Clanchys Phasen der Herstellung (making), des Gebrauchs (using) und der Aufbewahrung (keeping) werden die Dokumente, auch hinsichtlich ihrer Materialität, kritisch unter die Lupe genommen. Zudem ermöglicht diese Quellengattung einen guten Einblick in die Mechanismen der Herrschaftsausübung und -organisation des Klosters Einsiedeln im Mittelalter und der Frühen Neuzeit.

Im Einsiedler Klosterbestand sind auch Sammelhofrechte (Gesamtweistümer) überliefert, die bislang nur für geistliche Herrschaftsträger nachgewiesen wurden. Sammelhofrechte galten für mehrere Höfe gleichzeitig und behandeln hauptsächlich gerichtliche und wirtschaftliche Aspekte der Grundherrschaft. Halter-Pernet bezeichnet sie als «Produkte der klösterlichen Strategie für den Aufbau einer schriftbasierten Verwaltung», welche die lokalen Herrschaftsvertreter durch gemeinsames Recht in die Pflicht nahmen.

Ein Kapitel der Arbeit analysiert ausführlich die Entwicklung der Quellengattung in den verschiedenen Ämtern des Klosters und zeigt, dass – wie aus dem städtischen Kontext bekannt – auch im Einsiedler Herrschaftsgebiet Präzedenzfälle und Einzelurteile wegweisend sein konnten und daraus Recht mit allgemeiner Gültigkeit entstand. Das Kloster reagierte zwangsläufig auf die politisch-herrschaftliche Entwicklung seiner städtischen Konkurrenten, beispielsweise der Stadt Zürich, die ab dem 15. Jahrhundert versuchte, in ihrem Territorium die Niedergerichtsbarkeit zu kontrollieren, indem sie Hof- und Vogtgerichtsbarkeit vereinigte. Die Offnungen und Hofrechte, die man an Gerichtstagen und Huldigungen als Bestandteil der Herrschaftsvermittlung verlas, wurden meistens zur Verteidigung von Rechten gegenüber anderen Herrschaftsträgern und nicht zur Unterdrückung der Untertanen geschaffen, weshalb fehlende Dokumente auf stabile Verhältnisse schliessen lassen. Neben den externen Entstehungsfaktoren sind auch interne zu berücksichtigen: Einzelne initiative Äbte steigerten in ihrer Amtszeit die Produktion von Schriftlichkeit und setzten sich zum Teil stark für das Herrschaftsgebiet ihrer Herkunftsfamilie ein.

Die Verfasserin teilt die Arbeit in fünf Kapitel ein, die auch unabhängig voneinander gelesen werden können, und fasst die Ergebnisse in einem lesenswerten Schlusswort zusammen. In der Einführung ins Thema referiert die Historikerin kompetent den aktuellen Forschungsstand und stellt ihren Forschungsgegenstand den Thesen der Weistumsforschung kritisch entgegen.

Die Dissertation enthält zudem einen wertvollen Anhang mit Tabellen zur Überlieferung der Einsiedler Hofrechte und Offnungen sowie Transkriptionen der noch nie im Volltext edierten Quellen. Ein Orts- und Personenregister erleichtert die Suche nach diesen Entitäten. Die Rechtsquellen des Klosters Einsiedeln sind grösstenteils noch nicht publiziert, weshalb innerhalb der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen analog der Reihe *Rechtsquellen der Abtei St. Gallen* eine

solche für Einsiedeln in Angriff genommen werden müsste. Diese Reihe dürfte die Abteilungs- beziehungsweise Kantonsgrenzen überschreiten und somit neue Aspekte zur Rechtsgeschichte des Klosters Einsiedeln liefern.

Pascale Sutter, Rechtsquellenstiftung
des Schweizerischen Juristenvereins, Zürich

Anne-Marie Dubler, **Staatswerdung und Verwaltung nach dem Muster von Bern. Wie der Staat vom Mittelalter an entstand und sein Territorium verwaltete – und wie die Bevölkerung damit lebte,** Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2013 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 90), 374 Seiten, 26 Karten und 45 Abbildungen.

Der Staat Bern war im Ancien Régime mit seiner Ausdehnung vom Genfersee bis an den Rhein und vom Jurasüdfuss bis zu den Alpen nicht nur der mit Abstand grösste und mächtigste Staat der Eidgenossenschaft, sondern auch der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen. Der bernischen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte hat Anne-Marie Dubler mit ihren Editionen bernischer Rechtsquellen und ihren Publikationen im Bereich der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der historischen Volkskunde wegweisende Impulse verliehen. Der vorliegende Band sammelt zehn ihrer Aufsätze, welche schon früher an teilweise nicht leicht zugänglichen Orten erschienen waren. Die Autorin hat sie für diesen Sammelband unter Einbezug neuer Forschungsergebnisse überarbeitet. Schwerpunktmässig ist der Band auf die südöstliche Kantonshälfte vom Oberaargau über das Emmental bis nach Thun und dessen voralpines Umland ausgerichtet, und er gliedert sich in zwei thematisch unterschiedliche Teile.

Der erste Teil ist der Entstehung und der Entwicklung des bernischen Territorialstaates und dem Ausbau seiner Verwaltung gewidmet. Der Fokus liegt dabei auf den oben erwähnten Landesteilen. Die Autorin zeigt auf, wie es der Stadt Bern mit Geschick gelang, sich auf Kosten des anfänglich alles beherrschenden Adels ein eigenes Territorium aufzubauen. Sie weist aber als Korrektur zur bernischen Geschichtstradition auch nach, dass diese Entwicklung in den Anfängen weder zielgerichtet gradlinig noch jederzeit erfolgreich verlief. Es ist aufschlussreich zu verfolgen, wie die Stadt Bern über Jahrhunderte damit beschäftigt war, den Flickenteppich der zahlreichen geistlichen und adeligen Gerichts- und Grundherrschaften in ihr Staatswesen und dessen Verwaltungssystem zu integrieren. Die Autorin zeigt dies mit einer beeindruckenden Detailgenauigkeit auf. So etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, anhand des jahrzehntelangen Streits mit Luzern um die Grenze am Napf und zum Entlebuch, wo sich die Ansprüche der beiden Städte überlappten und wo territoriale Ansprüche noch solchen des Personenverbandes gegenüberstanden.

Der zweite Teil befasst sich mit den Lebensbedingungen bernischer Untertanen im Emmental und Oberaargau zwischen 1500 und 1800. Der Aufsatz über den *Schleiss*, die allgemein unter dem Begriff Leibrente bekannte vertragliche Regelung von Nahrung und Wohnrecht für Witwen und alte Menschen, gibt nicht nur Einblicke in die Altersversorgung der ländlichen Bevölkerung der frühen Neuzeit, sondern auch in deren Nahrungsgrundlagen und Ernährungsgewohnheiten. Der Beitrag über die Hintersässen deckt eine interessante Besonderheit in den emmentalischen Gemeinden mit Feldgraswirtschaft auf: Anders als aus der schweizerischen Sozialgeschichte dieser Zeit bekannt, waren hier die Hintersassen sehr zahlreich. Und insbesondere unterschieden sie sich in ihrer wirtschaft-

lichen und sozialen Stellung sowie bezüglich der politischen Mitsprache kaum von den Burgern der Gemeinden. Dies hing damit zusammen, dass nach der Verteilung der Allmenden seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Zugang von Neuzuzügern zum Gemeindegut kein Thema mehr war. Eigentliche Stätten der Armut hingegen waren die Schachensiedlungen, wie die Autorin in ihrem facettenreichen Beitrag über die Schachenleute im Emmental ausführt. Die Besiedlung der Schachen, des Schwemmlandes an den Hauptflüssen, begann um 1520 als Folge des Siedlungsdrucks in den Dörfern und war im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen. Es siedelten hier nicht in erster Linie fremde Zuzüger, sondern jene Menschen aus dem Dorf, die dort keinen Platz mehr fanden: soziale Absteiger, Zahlungsunfähige, ausgekaufte Bauernsöhne mit geringem Erbteil. Sie schlugen sich als Taglöhner oder Wanderhandwerker durch, lebten in äusserst beengten Wohnverhältnissen und galten überdies den Zeitgenossen als verkommene Müssiggänger. Eine Wende brachte erst im 19. Jahrhundert die Eisenbahn, welche den Flussläufen entlangführte und den Schachendörfern den Anschluss an die Industrialisierung ermöglichte. Die abschliessende Studie zu den Freiweibeln im Oberaargau wirft Licht auf die Strategie der Stadt Bern, die ländliche Oberschicht in ihr Herrschaftssystem einzubeziehen.

Die Darstellung des bernischen Herrschaftsausbaus im ersten wie auch die sozialgeschichtlichen und volkskundlichen Studien im zweiten Teil sind in ihrer Sorgfalt und quellennahen Genauigkeit für die rechts- und sozialgeschichtliche Forschung der frühen Neuzeit beispielhaft, anregend und innovativ. Nicht zuletzt seien als Vorzug die lesbare Sprache und die für das Verständnis sehr hilfreichen Karten und Graphiken erwähnt. Fridolin Kurmann, Bremgarten AG

Christian Scheidegger, **Zwischen den konfessionellen Fronten. Schriften des Buchhändlers und Schwenckfelders Jörg Frell (um 1530–um 1597) von Chur,** Chur: Desertina-Verlag, 2013 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Band 19), 416 Seiten, 18 Abbildungen.

In der Täuferforschung ist Christian Scheidegger, stellvertretender Leiter der Abteilung Alte Drucke und Rara, Zentralbibliothek Zürich, kein unbekannter. Bereits verschiedentlich hat er sich vor allem durch Studien zur Zürcher Täuferforschung hervorgetan. Hier legt er eine umfassende Quellenedition der gedruckten und handschriftlichen Quellen des Buchhändlers und Schwenckfelders Jörg Frell aus Chur vor.

Anlass der Edition war vor allem das *Aufspüren* von bislang weitgehend unbekannten Schriften aus der Hand von Jörg Frell, deren drei, die wohl massgebendsten, im Staatsarchiv Graubünden aufbewahrt werden.

Scheidegger macht zur Edition eine knappe Einleitung, in der in einem ersten Teil der Forschungsstand zu Frell (S. 9–11) und das Leben Frells (S. 11–19) vorgestellt werden. Scheidegger stützt sich dabei stark auf die autobiographischen Teile in Frells Nachlass und seinen Verfolgungsbericht, auf den erhaltenen Briefwechsel der Churer Pfarrer mit Bullinger sowie auf weitere Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz. In diesem Rahmen wird unter anderem die Distanzierung Frells von den Täufern und die Hinwendung zu den Schwenckfeldern um das Jahr 1564 (S. 13f.) vorgestellt. Es folgt ein allgemeiner Teil zu den religiösen Dissidenten in den Drei Bünden, in dem skizzenhaft das Wirken verschiedener Täufer und Dissidenten nördlich und südlich der Alpen dargestellt wird (S. 19–29). Als nennenswerte Erkenntnis resultiert daraus, dass sowohl

zwischen den Täufern als auch zwischen den Schwenckfeldern ein grosses Beziehungsnetz bestand, das die bündnerischen Landesgrenzen deutlich sprengte. Allerdings war das längere Wirken dieser Dissidenten beziehungsweise Nonkonformisten auch darum möglich, weil die Landesgesetze Bündens relativ *tolerant*, das heisst frei von Inquisition waren.

Schliesslich stellt der Verfasser das schriftliche Werk von Frell vor. Die dazu verfassten einleitenden Bemerkungen versuchen den Theologen Frell zu orten (S. 29–32). Daraus resultiert, dass Frell kein sogenannter Schwärmer, doch aber sehr biblizistisch und spiritualistisch war. Er arbeitete *kompilatorisch*, das heisst dass er, unter steter Zuhilfenahme der Bibel, Schriften verschiedener Theologen heranzog und verband. Dabei ist nicht nur an Schwenckfeld oder Sebastian Franck zu denken, sondern auch an Erasmus, Leo Jud oder Thomas a Kempis. Zentral scheint auch der Frell'sche Dualismus vom äusseren Wort (Reden der Bibel) und inneren Wort (Reden des Heiligen Geistes nach der Wiedergeburt). Nach der Vorstellung der einzelnen edierten Handschriften und Drucke sowie der Editionsrichtlinien (S. 33–45) werden schliesslich die Texte – mit Ausnahme der Autobiographie, die Vasella bereits 1942 herausgab – ediert (S. 47–383). Es sind dies: Familien- und Andachtsbuch (S. 49–140), Verfolgungsbericht (S. 143–219), Einleitung zur Familienbibel (S. 225–242), Versgebete (S. 245–249), Ein schön lieblich Gespräch (S. 253–263), Klage Gottes (S. 267–277), Sechsundreissig Zeichen (S. 281–308), Geistliches Abc für Schüler Christi (S. 313–317), Unterschied des inneren und äusseren Wortes (S. 321–326), Notwendige Vermahnung (S. 329–342), Von den friedsamen Reich Christi (S. 345–356) sowie Lieder nach Frells Reimpaargedichten (S. 359–383). Letztere Lieder hat Ute Evers bearbeitet, und sie sind nicht nur eine sehr wertvolle Vervollkommnung der Edition von Frells nachgelassenen Schriften, sondern auch Hinweis darauf, dass Frell viele seiner Texte in Reimform verfasst hat, so zum Beispiel den Verfolgungsbericht mit einem 84-strophigen Lied beendete (S. 206–219). Es folgen Literaturverzeichnis (S. 385–391), Orts- und Personenregister (S. 393–396) und das Abbildungsverzeichnis (S. 397–416), das mehrere Handschriften und Drucke präsentiert, ergänzt durch weitere Darstellungen.

Natürlich kann im Rahmen dieser Rezension das sehr facettenreiche Werk nicht angemessen gewürdigt werden. Gerade bei einer Edition ist dies umso schwieriger, weil es sich dabei nicht primär um Geschichtsschreibung handelt, sondern um einen grundlegenden Beitrag zur weiteren Erforschung von Frell und seinem Umfeld. Scheidegger macht durch die vorliegende Edition – und dies ist besonders löblich – denn auch fast alle, teilweise mühsam gefundenen Schriften von Jörg Frell zugänglich und hat damit ein Werk geschaffen, an dem kein Täufer- und Schwenckfeld-Forscher mehr unbedacht vorbeigehen kann. Die dazu verfasste Einleitung ist natürlich dementsprechend nur bedingt ein Forschungsbeitrag. Die Edition selbst ist sehr sorgfältig aufgebaut. Als Marginalie finden sich einerseits die Foliierung und die – für die Zitierung wichtigen – Zeilenangaben, andererseits handschriftliche Marginalien, die Frell selbst eingetragen beziehungsweise drucken lassen hat. Letztere sind einerseits Bibelstellen, andererseits knappe Zusammenfassungen zentraler Theologica oder andere Hinweise beziehungsweise Verweise auf Literatur (z.B. S. 109, 190 etc.). An der Fusszeile sind zwei Apparate gedruckt: einerseits der textkritische Apparat, der alle Durchstreichungen, Ergänzungen et cetera anführt, andererseits ein Apparat, der Worterklärungen liefert, von Frell benutzte Quellen ergänzt, wirkungsgeschichtliche

Bemerkungen beinhaltet, weitere Bibelstellen anführt sowie personen- und literaturspezifische Angaben macht. Der zweite Apparat offenbart, obwohl er knapp gehalten ist, immer wieder, dass der Verfasser die Materie ausnehmend kennt und er dadurch eine wirklich bewundernswerte Gesamtschau ermöglicht. Immer wieder wird auf Abhängigkeiten, Parallelen und Beziehungen innerhalb der Schriften Frells verwiesen (z.B. S. 63, 241, 273, 348 etc.).

Trotz dieser grundsätzlich bemerkenswerten Edition der Schriften von Frell zeigt das Werk auch Grenzen. In aller gebotenen Kürze sollen einige davon genannt werden: Abgesehen, dass hin und wieder massgebende Literatur- bzw. Quellenangaben fehlen, offenbart sich im Abschnitt über die religiösen Dissidenten, dass der Verfasser der (Konfessions-)Geschichte Bündens zum Teil nicht *en détail* kundig ist. Es ist nicht immer klar, dass Chur nur Bundstagsort, also mit Zürich nicht vergleichbar war und überhaupt keine Führungsstellung in den Drei Bünden innehatte – wenn schon, dann war dies Ilanz, wie Bundi aufgezeigt hat.[2] Dies illustriert auch, dass beim Vergleich der Konfessionsgeschichte Bündens mit derjenigen anderer Orte der damaligen Schweiz Vorsicht geboten ist. Die Inbezugsetzung des Gantnerhandels zur «politischen Grosswetterlage» (S. 26) im Umgang mit Andersgläubigen greift denn auch ins Leere, weil in den *Drei Bünden* die Reformation eben gerade nicht mithilfe der weltlichen Obrigkeit durchgesetzt wurde. Der daraufhin folgende Überblick über die reformatorische Emigration aus Italien, basierend auf Bonorand, ist zwar löblich, greift aber zu kurz, wenn nur einige scheinbar exemplarische Namen genannt werden. Die Thematik ist viel zu komplex – handelt es sich doch um etwa 800 reformatorische Emigranten, darunter viele Nonkonformisten –, vor allem aber stehen die *Italiener* nur bedingt in einer direkten Beziehung zu täuferischen Kreisen nördlich der Alpen. Umso mehr wären beim entscheidenden Jahr 1571 profundere Ausführungen wünschenswert gewesen, zum Beispiel zur Bedeutung von Mino Celsi oder zu Girolamo Turriani und der nonkonformistischen Gemeinde in Plurs.

Am bedauernswertesten ist wohl aber, dass der Verfasser es unterlassen hat, obwohl er darauf verweist, beim Verfolgungsbericht beziehungsweise bei den diesbezüglichen Ausführungen zum Jahre 1571 und zur damaligen Synode in Chur das betreffende Synodalprotokoll beizuziehen, das im Staatsarchiv Zürich (E II 381, 1270–1278) und in der Zentralbibliothek Zürich (S 124, Nr. 68–70) greifbar ist. Die zumindest in Anmerkungen referierte Inbezugsetzung wäre besonders zu begrüssen gewesen, da damit eine breitere Basis für weitere historische Forschungen zum Gantnerhandel gelegt worden wäre.

Die kritischen Bemerkungen sollen aber mitnichten den Wert und die Qualität der vorliegenden Edition schmälern. Die Schriften zu Frell liegen nun vor, so dass der geneigte (Kirchen-)Historiker Jörg Frell auch theologiegeschichtlich in allen Feinheiten untersuchen kann. In jedem Fall wird sich zeigen, dass die herkömmlichen Zuordnungen *Konformismus* und *Nonkonformismus* beziehungsweise *orthodox* und *häretisch* auch dogmengeschichtlich zu überdenken sind. Bezeichnenderweise benutzte ja Frell in seinem Familien- und Andachtsbuch vor allem Gebete aus *Des Leidens Jesu Christi Historia* (Zürich 1534) von Leo Jud, Pfarrer am St. Peter in Zürich. Jan-Andrea Bernhard, Castrisch/Zürich

2 Vgl. Martin Bundi, Zur Führungsrolle des Grauen Bundes und der Stadt Ilanz in der frühen Reformbewegung Graubündens, Zürich 2012 (Zwingliana 39), S. 23–50.

Francisca Loetz, **Sexualisierte Gewalt 1500–1850. Plädoyer für eine historische Gewaltforschung,** Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2012 (Campus Historische Studien, Bd. 68), 249 Seiten.

Francisca Loetz' Studie zu «sexualisierte[r] Gewalt» in Zürich zwischen 1500 und 1850 reiht sich in die historische Gewalt- und Kriminalitätsforschung ein, welche seit den 1980er Jahren anhand von Gerichtsakten die Gerichtbarkeit sowie die Lebenswelten europäischer frühneuzeitlicher Gesellschaften untersucht. Während sich ältere Arbeiten zur Gewaltthematik vor allem mit den klassischen Delikten Mord, Totschlag und Körperverletzung auseinandersetzten, folgt die Studie einem jüngeren Forschungstrend, auch sexuelle Gewalt in die Geschichte der Gewalt zu integrieren.

Die Studie beginnt mit einer allgemeinen Diskussion des Gewaltbegriffs. Die Autorin tritt dabei für ein soziologisches Verständnis von Gewalt ein, das danach fragt, welchen «Wert eine Gesellschaft Gewalt beimisst» (S. 14). Grundsätzlich geht es darum, Gewalthandlungen nicht als menschliche Affekt- oder Triebhandlungen zu verstehen, die vollständig unabhängig des sozialen und kulturellen Kontexts existieren. Vielmehr sollte Gewalt als soziales Handeln und damit Teil der jeweiligen sozialen Ordnung untersucht werden. Dadurch wird eine Historisierung von Gewalt möglich. Soweit ist der Autorin zuzustimmen. Allerdings ist der Argumentation an manchen Stellen nur schwer zu folgen. So bleibt beispielsweise der Versuch einer allgemeinen Definition von Gewalt widersprüchlich. Loetz ist es ein Anliegen, einen allzu engen Fokus der Gewaltforschung auf Körperlichkeit zu verhindern, weshalb sie auch strukturelle und psychische Zwänge als Gewalt kategorisiert. Um einer drohenden Verwässerung des Gewaltbegriffs entgegenzuwirken, wird Gewalt definiert als «eine Normüberschreitung [...], die eine Gesellschaft für unerträglich hält» (S. 17). Dadurch wäre im Grunde jede Normverletzung ein Gewaltakt. Wenn aber Gewalt im frühneuzeitlichen Kontext nach Loetz auch «ritualisierte Form sozialen Handelns» sein konnte, scheint die Definition der Gewalt als «Normüberschreitung» unmittelbar wieder in Frage gestellt (S. 19).

Der Hauptteil des Buches baut auf der Auswertung von rund 250 Gerichtsakten zu den Delikten «Notzucht» und «Missbrauch» aus Zürich in der Frühen Neuzeit und der Sattelzeit. Die Abhandlungen zeichnen sich durch eine grosse Quellennähe aus. Loetz rekonstruiert auch die Sozialprofile der Angeklagten und der Opfer sowie Ort und Zeit der einzelnen Gewalttaten. Dabei wird deutlich, dass im Zürcher Setting sexuelle Gewalt von Männern aus allen Gesellschaftsschichten an Frauen und Mädchen ausserhalb, aber auch innerhalb des Heims und der Familie begangen wurde. Das Hauptaugenmerk der Auswertung liegt jedoch nicht auf den eigentlichen Gewalttaten, sondern auf den gerichtlichen Verfahren und den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Angeklagten und Opfer, vor Gericht über die Gewalttaten zu sprechen. Mithilfe von zahlreichen Beispielen wird multiperspektivisch aufgezeigt, wie Richter, an der Gewalttat beteiligte Akteure sowie deren soziales Umfeld sexuelle Gewalt wahrnahmen.

Durch die Methode des *close reading* der Gerichtsakten gewinnt Loetz wichtige Einblicke in die Zürcher Gerichtspraxis in der Frühen Neuzeit und Sattelzeit. Der Autorin gelingt es beispielsweise überzeugend darzulegen, dass das Gericht Anzeigen konsequent verfolgte und die Angeklagten meist auch für schuldig hielt. Die von älteren Forschungen vertretene These, dass frühneuzeitliche Gerichte die Verfolgung und Bestrafung sexueller Gewalt durch hohe juristische Hürden

erschwerten, ist für Zürich daher nicht haltbar. Gleichzeitig zeigen die Akten eindrücklich, dass sexuelle Gewalt als Verletzung der weiblichen Ehre wahrgenommen wurde. Ein Gerichtsurteil konnte dabei die Reputation wiederherstellen. Es mag aus heutiger Sicht paradox anmuten, dass Opfer – um ihre Ehre zu wahren – bis ins 19. Jahrhundert vor Gericht eine Eheschliessung mit dem Gewalttäter erzwingen konnten. Ein weiterer interessanter Befund besteht darin, dass vor Gericht ausführlich über sexuelle Handlungen gesprochen wurde. Von einer Tabuisierung des Sexuellen im vormodernen Kontext kann daher nicht ausgegangen werden. Allerdings streicht Loetz in diesem Zusammenhang heraus, dass Angeklagte in der Regel keine Motive für ihre Tat nannten und die Opfer nicht über psychische Folgen der Übergriffe sprachen. Wenn es um die Verletzlichkeit der Opfer ging, rückten diese körperliche Beschwerden und die Schädigung ihres Ansehens in den Vordergrund. Schliesslich richtet Loetz den Blick auf die Strafpraxis des Gerichts. Einmal mehr zeigt sich, dass die frühneuzeitliche Strafjustiz keineswegs nur drakonische Strafen verhängte, sondern über ein ausdifferenziertes Instrumentarium verfügte, das Strafmass situativ und individuell anzupassen.

Im dritten Teil des Buches führt Loetz ihre theoretischen Ausführungen mit den empirischen Resultaten zusammen. Dabei vermag das im Untertitel des Buches versprochene «Plädoyer für eine historische Gewaltforschung» nicht restlos zu überzeugen. Insbesondere bleibt unklar, welche neuen Perspektiven eröffnet werden, die über die bereits bekannten Ansätze der historischen Kriminalitätsforschung hinausgehen. Die Stärken der Studie liegen daher im geschmeidigen Umgang mit den Quellen, durch den die Autorin ein facettenreiches Bild über die Wahrnehmungen gewaltsamer Sexualität im Zürich der Frühen Neuzeit und der Sattelzeit nachzuzeichnen vermag. Maurice Cottier, Universität Bern

Anna Bálint, **Sulzer im Wandel. Innovation aus Tradition,** Baden: Hier und Jetzt, 2015, 640 Seiten, 205 farbige und schwarzweisse Abbildungen.

Sulzer gehört zu den Ikonen der Schweizer Industrie, und Sulzer war lange praktisch ein Synonym für die Arbeiterstadt Winterthur. In der Liste der grössten Schweizer Unternehmen zählte Sulzer einst zu den Top Ten. Eine neue, umfassende Geschichte des Konzerns war deshalb schon längst ein Desiderat. Massstäbe gesetzt hat Conrad Matschoss, dessen ausgezeichnete Arbeit 1910 erschien: ein Niveau, das die nachfolgenden Festschriften nicht mehr erreichten. Es ist deshalb verdienstvoll, dass sich Sulzer vor ein paar Jahren entschied, seine Geschichte neu schreiben zu lassen. Mit der Arbeit beauftragt wurde die deutsche Kulturhistorikerin Anna Bálint, die ihr Schweizer Gesellenstück mit einer Publikation über die Entstehung des noch jungen, aus Teilen von Sandoz und Hoechst hervorgegangenen Spezialitätenchemiekonzerns Clariant geleistet hat.

Bálints Buch, das eine beeindruckende Fülle von Material präsentiert, ist in sechs Teile gegliedert. Die ersten beiden widmen sich der eigentlichen Firmengeschichte, welche die Autorin in die «patronale Zeit» und die «managerielle Ära» (ab 1982) unterteilt. Es folgen ein kürzeres Kapitel über Forschung und Entwicklung, ein Teil über die Produktvielfalt, ein Kapitel über die Unternehmenskultur als «tragende Kraft» sowie eine Übersicht über die heutigen Sulzer-Divisionen. Bálint zeichnet die Entwicklung der 1834 gegründeten Giesserei zum Gemischtwarenladen im Detail nach. Sulzer wuchs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasant, wobei die Dampfmaschinen der entscheidende Treiber waren. Im 20. Jahrhundert kamen unter anderem Dieselmotoren, Webmaschinen und die

Medizinaltechnik (Sulzer-Gelenke) hinzu. Sie alle werden im Kapitel über die Produkte, das mit 230 Seiten mehr als ein Drittel des Buchs ausmacht, nochmals ausgiebig geschildert. Spannend liest sich da die Geschichte der Sulzer-Textilmaschinen (Zuchwil und Rüti). Das Buch ist also auch ein Nachschlagewerk, zumal es sowohl ein Personenregister als auch eines der Firmen, Vereine und Institutionen enthält. Die teilweise fantastischen Fotos tragen das ihrige zum Wert dieser Unternehmensgeschichte bei, und der Abschnitt über die Werkfotografie ist zwar kurz, aber interessant. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Expansion von Sulzer stark durch Übernahmen (Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik, Escher-Wyss, Burckhardt, Maschinenfabrik Rüti und andere) vorangetrieben. Erhellend ist Bálints differenzierte Darstellung der 1970er (S. 97) und 1980er Jahre (S. 116), in denen Sulzer bereits mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die 1990er Jahre liessen auch bei Sulzer die strukturellen Schwächen sichtbar werden, die man zuvor mit Zukäufen und, während der Hochkonjunktur, mit dem Heranziehen zahlreicher Fremdarbeiter – dieses Thema streift Bálint, wie auch das Engagement der Sulzer in der Politik, nur am Rande – übertüncht hatte. Eine Welle von Devestitionen liess den Konzern massiv schrumpfen.

Nebst der Auswertung von Literatur und schriftlichen Quellen führte Bálint Gespräche mit 29 ehemaligen und aktiven Involvierten – der verwendete Begriff «Sulzeraner» trifft längst nicht auf alle zu. Mit vier Ausnahmen handelt es sich um Personen, die auf Stufe Konzernleitung oder Verwaltungsrat tätig waren. Das mag dazu beigetragen haben, dass das Buch ziemlich managementlastig und dabei phasenweise recht unkritisch ist. Da hätten relativierende Stimmen von aussen gut getan. Die seitenlangen Erörterungen von Managementstrategien beziehungsweise das Rapportieren von entsprechenden Papieren sind wenig dienlich, zumal man über deren Ergebnisse im Unklaren bleibt. Ausführlich zur Darstellung kommen auch die verschiedenen Raiderattacken, wobei man sich eine Einführung und Verortung der Person nicht nur bei René Braginsky (S. 145), sondern auch bei Tito Tettamanti gewünscht hätte. Ebenso dürfte bei der Schilderung des finanzgetriebenen Klimas der 1990er Jahre, das bis heute anhält, der Name Martin Ebner zumindest vorkommen. Er hat es in Winterthur nicht bei Sulzer, aber bei den Winterthur Versicherungen – dort mit verheerenden Folgen – und Rieter versucht.

Die eine oder andere (auch begriffliche) Ungenauigkeit ist wohl darauf zurückzuführen, dass Anna Bálint mit den Schweizer Verhältnissen nicht durchwegs vertraut ist. So fehlt bei der Schilderung des Schweizer Netzwerks (S. 76) das Militär. Hauptkritikpunkt aber ist, dass Bálint zwar eine riesige Menge Material präsentiert, dieses aber, auch wegen eines unheilvollen Drangs zur Vollständigkeit, häufig schlecht strukturiert, oft übergangslos aneinanderreiht und keine wirkliche Geschichte erzählt. So gleicht das Werk einem Steinbruch, aus welchem man sich durchaus gewinnbringend bedienen kann. Nicht geschadet hätte ein expliziterer Blick über den Tellerrand, indem man die Entwicklung bei Sulzer in diejenige der Schweizer Industrie eingeordnet hätte. Sulzer war nicht der einzige Maschinenbauer, der einen Wandel zum Technologiekonzern durchmachte. Outsourcing und die Konzentration aufs Kerngeschäft lagen in den 1990er Jahren im Trend und waren nicht Sulzer-spezifisch, die Aufspaltung in eine Reihe von rechtlich selbständigen Gesellschaften war an der Tagesordnung.

Nachdem sich Sulzer nach dem grossen Ausverkauf wieder aufgefangen und mit den verbliebenen Divisionen gut positioniert hatte, durchlebte das Unternehmen zuletzt erneut schwierige Jahre, mit ständigen Wechseln auf der Füh-

rungsetage. Das weitere Schicksal des Unternehmens mit seinen gegenwärtig noch drei Unternehmensbereichen (Pumps Equipment, Rotating Equipment Services, Chemtech) hängt wesentlich vom Oligarchen Viktor Vekselberg ab, der seit 2007 bei Sulzer das Sagen hat und die Fokussierung auf das seit einiger Zeit schwächelnde Kundensegment Öl und Gas vorantreiben liess. Schade deshalb, dass er unter den Gesprächspartnern von Anna Bálint – er wird von Vladimir V. Kuznetsov vertreten – fehlt. Adrian Knoepfli, Zürich

Sabine Braunschweig, **Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege am Beispiel der Basler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, 1886–1960,** Zürich: Chronos, 2013, 351 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Als 1886 in Basel die «Irrenanstalt» Friedmatt eröffnet wurde, kamen die Kranken, die bisher innerhalb der Stadtmauern untergebracht waren, zum Leben an den Stadtrand. Das bedeutete nicht weniger Aufmerksamkeit: Das Einrichten der kantonalen Anstalt mit rund 220 Betten ging mit einer zunehmenden Etablierung der Psychiatrie als wissenschaftliche Disziplin einher. Der damalige Direktor der Friedmatt leitete auch den ersten Lehrstuhl für Psychiatrie in Basel. In beiden Funktionen, als Arzt und Leiter, war er weit weg vom Ort des alltäglichen Geschehens in der Anstalt. Nah bei den Patienten/-innen waren die Pflegenden, die Sabine Braunschweig in ihrer sozialhistorischen Studie, entstanden aus ihrer 2012 an der Universität Basel verteidigten Dissertation, fokussiert.

Die ersten beiden Kapitel bereiten darauf vor: «Irrenwartung im 19. Jahrhundert» beginnt mit einer geographischen und strukturellen Rahmung der Anstalt mit statistischen Daten zu Geschlechterverhältnissen, Durchschnittsalter, Dienstdauer, schichtspezifischer Herkunft et cetera der Pflegenden. Abgerundet wird die soziale Verortung der Hauptakteure/-innen von der Schilderung ihrer idealen, aus Dienstvorschriften erschlossenen Rollen in der Anstalt. Viele Bilder und die Sprache machen die harten Arbeitsbedingungen der Pflegenden leicht vorstellbar: ungünstige Betreuungsverhältnisse, die Pflicht, auf dem Gelände zu wohnen, Heiratsverbot, enorm lange Arbeitszeiten (14 Stunden pro Tag, 90 Stunden die Woche), Nachtdienst und Kost der dritten Klasse. So blieb die Psychiatriepflege in der Friedmatt bis ins 20. Jahrhundert hinein ein «Durchgangsberuf»[3] für Unterschichten in Not, der keiner Ausbildung bedurfte. Im Unterschied zur Kranken- war in der Psychiatriepflege die Hälfte der Pflegenden männlich.

Den hohen Männeranteil gibt Braunschweig im zweiten Kapitel auch als einen der Hauptgründe dafür an, dass die Psychiatriepflegenden sich, mit Unterstützung der Gewerkschaft VPOD, organisieren konnten. Nach dem Ersten Weltkrieg erstritten sie sich von den Anstaltsleitungen höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten (S. 132). Das Kapitel zeichnet das schweizweite Seilziehen von Standesorganisationen und Berufsverbänden um die Etablierung der Ausbildung des psychiatrischen Pflegepersonals nach. Bezugspunkt war die sogenannte «Wärterfrage», die sich für Psychiater und Ärzte von Anfang an gestellt hatte. Eine gute Pflege würde entscheidend zum Therapieerfolg beitragen, den es, dem Vergleich mit der Medizin ausgesetzt, zu verbessern galt. Braunschweig verwendet für diesen Berufswerdungsprozess das von Angelika Wetterer erweiterte Konzept

3 Braunschweig folgt dabei Dorothe Falkenstein, «Ein guter Wärter ist das vorzüglichste Heilmittel ...». Zur Entwicklung der Irrenpflege vom Durchgangs- zum Ausbildungsberuf, Frankfurt a.M. 2000.

der Semi-Profession.[4] Den Ausschlag zur Verbesserung der Qualifikation des Pflegepersonals gaben nach dem Ersten Weltkrieg neben dem hohen Anteil an Männern die Einführung der 48-Stunden-Woche, die Organisation der Pflegenden und neue Behandlungsmethoden, die sogenannten somatischen Therapien.

Hohe Anforderungen an die Pflegenden stellte das No-Restraint-Regime, also die Beseitigung mechanischer Zwangsmittel, das schweizweit angewandt wurde. Wärterinnen und Wärter waren sowohl für die Betreuung der Kranken als auch die Einhaltung der Hausordnung zuständig, nahmen also eine Zwischenposition zwischen Kontrolle und Therapie ein. Die Pflegenden gerieten dadurch immer wieder in schwierige Situationen, welche im dritten und vierten Kapitel über den Anstaltsalltag beschrieben werden. Braunschweig rekonstruiert sie bis in die 1950er Jahre anhand breiten Verwaltungsschriftguts und Interviews mit ehemaligen Pflegerinnen und Pflegern. Ambivalente Momente erzeugte der Umgang mit Gewalt und Sexualität, mit Entweichungen und Suiziden, die oft nur als Auslassungen und Lücken in den Quellen und Gesprächen zu fassen sind (z.B. S. 152). Weil sie alleine auf dem Anstaltsgelände lebten und kaum Freitage hatten, waren die Pflegenden einer ähnlichen sozialen Kontrolle ausgesetzt wie die Patienten/-innen. Das tiefe Sozialprestige des Berufs beförderte zudem die Furcht vor Stigmatisierung. Eindrücklich zeigt Braunschweig, wie die Distanz der Pflegenden zum Anstaltsdirektor grösser war als jene zu den Patienten/-innen, denen sie bezüglich Sprache und Herkunft näher standen (S. 176). Im vierten Kapitel wird die Rolle des Personals im sich in der Anstalt entwickelnden Aufschreibeverfahren untersucht, das Kern psychiatrischer Erkenntnis war und seit den somatischen Therapien den Anstaltsalltag strukturierte. Beobachten und rapportieren wurden Bestandteile der pflegerischen Tätigkeiten. In den Erzählungen der Interviewten wird zudem die pharmakologische Wende als grosse Veränderung im Anstaltsalltag erinnert und auch kritisch beurteilt. Die Friedmatt war Schweizer Vorreiterin und führte Largactil bereits 1953 ein (S. 210).

Kaum Spuren hinterlassen hat die Beteiligung der Pflegenden an eugenischen Massnahmen, die im fünften Kapitel untersucht werden. Eugenische Denkkonzepte sind in Lehrbüchern und Schriften von Psychiatern bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg auszumachen, für die Pflege in der Anstalt schienen sie nicht direkt relevant. Abtreibungen, Sterilisationen und Kastrationen fanden nicht in der psychiatrischen Anstalt, sondern in Krankenhäusern statt und benötigten von Gesetzes wegen das Einverständnis des Patienten / der Patientin. Bei Bevormundeten konnte es aber übergangen und in der Praxis erzwungen werden. Braunschweigs Studie endet mit folgendem Fazit: 1) In Klagen und Kritik von Patienten/-innen wird ein grosser Handlungsspielraum der Pflegenden um 1900 ersichtlich. Diese selbst thematisierten stärker ihre Angst, Fehler zu machen und bestraft zu werden. 2) Das anfänglich ausgeglichene Geschlechterverhältnis in der Pflege wurde in der Friedmatt vor dem Ersten Weltkrieg aus dem Gleichgewicht gebracht, als man begann, Pflegerinnen in ruhigen Männerabteilungen einzusetzen. Das brachte Einsparungen bei den Löhnen, weniger Kritik und mehr Macht für die Ärzte. 3) Der trotzdem hohe Anteil (40% im Jahr 1960) an männlichen Angestellten war der Hauptgrund, weshalb die Psychiatriepflege bessere Arbeits-

4 Angelika Wetterer, Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. «Gender at work» in theoretischer und historischer Perspektive, Konstanz 2002.

bedingungen als die Krankenpflege hatte. Abschliessend plädiert Braunschweig dafür, Pflegegeschichte als ein Teil der Psychiatriegeschichte zu betrachten.

Die Vielfalt der Perspektiven, die Sabine Braunschweig dank der Breite des Quellenmaterials zeigen konnte, macht die Stärke der sozialhistorischen Studie aus. Diese krönt die jahrzehntelange, fundierte Beschäftigung der Autorin mit Schweizer Sozial-, Alltags- und Geschlechtergeschichte, unter anderem in ihrem in der Tradition der Geschichtsläden geführten «Büro für Sozialgeschichte». Der Detailreichtum und die flüssige Sprache des Buchs erzeugen einen Vorstellungsraum im Kopf der Leserin. Braunschweig schlägt darüber hinaus die Deutung vor, dass Geschlechterverhältnisse den Raum entscheidend prägten, in dem sich die Pflegeberufe entwickelten und veränderten. Andere, ihn durchkreuzende Dynamiken und seine Unabgeschlossenheit könnten in Zukunft mit Konzepten der Wissens- (und nicht Wissenschafts-)geschichte und unter Berücksichtigung materieller Kulturen weiter erforscht werden.

Sara Bernasconi, Historisches Seminar der Universität Zürich

Urs Germann, **Kampf dem Verbrechen. Kriminalpolitik und Strafrechtsreform in der Schweiz 1870–1950,** Zürich: Chronos Verlag, 2015, 291 Seiten, 5 Abbildungen.

Die Geschichte der Schweizerischen Strafrechtsgesetzgebung fristete in der historischen Forschung bisher ein Schattendasein. Diesem Umstand will Urs Germann mit *Kampf dem Verbrechen* Abhilfe schaffen. Er geht darin der langwierigen Entstehungsgeschichte des ersten Schweizerischen Strafgesetzbuches von 1942 nach, dessen Wurzeln ins ausgehende 19. Jahrhundert zurückreichen. Unter verschiedenen Gesichtspunkten setzt sich Germann im vorliegenden Werk mit den kriminalpolitischen und strafrechtstheoretischen Prozessen auseinander, die den Gesetzgebungsprozess prägten und deren Ergebnisse in das Strafgesetzbuch einflossen. Dabei – und das ist eine der grossen Leistungen des Buches – liegt der Fokus keineswegs nur auf der Schweiz, sondern auch auf den internationalen Diskursen der Strafrechtsreform und ihrem Einfluss auf die nationale Kodifikation. Ohne dabei die staatspolitischen Logiken und Abhängigkeiten ausser Acht zu lassen, zeichnet Germann so die starke internationale Verflechtung der Strafrechtsexperten nach.

Folgerichtig setzt die Studie bereits mit den im frühen 19. Jahrhundert geführten Prozessen und Debatten rund um Strafrecht und -vollzug ein. So legt der Autor die Entwicklung der rechtstheoretischen Debatten hin zum auf Rationalität und Effizienz beruhenden bürgerlich-liberalen Strafverständnis dar, um sich dann den disziplinarischen Ansätzen der jungen Gefängniskunde zuzuwenden. Hier betont Germann insbesondere das Fortbestehen des Dualismus von Straf- und Verwaltungsrecht, das die Wegsperrung unerwünschter Personen nicht nur weiterhin ermöglichte, sondern weiterentwickelte und förderte. Ein weiterer Schwerpunkt dieses Kapitels liegt sodann auf der Rolle gemeinnütziger Vereine für Straffälligen- und Entlassenenfürsorge, dies sowohl auf einer praktischen Ebene als auch als Diskursraum. Nachdem damit ein Rahmen für die nachfolgenden Ausführungen geschaffen ist, beginnt die eigentliche Auseinandersetzung mit der Entstehung des Schweizerischen Strafgesetzbuches. In einem ersten Schritt widmet sich die Studie den internationalen Reformbewegungen. Versiert führt Germann durch Expertendebatten zur Strafrechts- und Gefängnisreform, die er immer wieder in ein Verhältnis zur Schweiz und zu schweizerischen Akteuren wie Carl Stooss, Emil Zürcher oder auch Louis Guillaume stellt. Dabei kommt auch die

Reziprozität der Wissenszirkulation zur Sprache; so beispielsweise die internationale Rezeption des schweizerischen Konzepts eines Nebeneinanders von Straf- und Massnahmenvollzug im frühen 20. Jahrhundert. Überhaupt macht Germann hier deutlich, dass beim internationalen Strafrechtsreformdiskurs keineswegs von einem Top-down-Prozess gesprochen werden kann – vielmehr bedingten und verstärkten sich nationale und internationale Prozesse gegenseitig. Dementsprechend muss auch die Frage der Übernahme internationaler Ideen im nationalen Rahmen kritisch betrachtet werden. So prägte zwar die internationale Reformbewegung fraglos den schweizerischen Gesetzgebungsprozess in hohem Masse mit, gleichzeitig gilt es jedoch die kantonalen, über Jahrzehnte gewachsenen, Vollzugslogiken – auch ausserhalb des eigentlichen Strafvollzugs – nicht ausser Acht zu lassen. Ihnen, den Rettungs- und Erziehungsanstalten sowie den zugrundeliegenden Verbrecherbildern und Präventionskonzepten widmet Germann das folgende Kapitel. Ausgehend vom Bild der «Kriminalität als Krankheit der Gesellschaft» (S. 105) zeichnet er nach, wie sozial- und kriminalpolitische Konzeptionen mit unterschiedlichen disziplinarischen, psychiatrischen und repressiven Ansätzen aufeinandertrafen und in ein sozialregulatives Strafrechtsregime mündeten, in welchem kaum mehr zwischen Prävention und Repression unterschieden werden konnte.

Erst die Analyse dieser Prozesse und ihre Kombination mit den Einflüssen der vorher behandelten transnationalen Wissenszirkulation erlauben ein Verständnis der Entstehung dessen, was Germann als «Programm der ‹sozialen Verteidigung›» (S. 197) bezeichnet: Eine umfassende neue Kriminal- und Strafvollzugspolitik, die einen veränderten gesellschaftlichen Umgang mit Kriminalität anstrebte. Einen Umgang, der von einem Konglomerat sichernder, präventiver und repressiver Massnahmen geprägt war und seinen Niederschlag in der stark sozialregulativen Ausrichtung des Schweizerischen Strafgesetzbuches fand. Der Implementierung dieser neuen kriminalpolitischen Konzeption im Rahmen des föderalistischen und direktdemokratischen Systems der Schweiz ist schliesslich das fünfte Kapitel gewidmet. Hier wird erneut die grundlegende Ambivalenz dieser kriminalpolitischen Logiken deutlich, die stets zwischen Abmilderung und Verschärfung oszillierten.

So bietet *Kampf dem Verbrechen* eine umfassende und ansprechende Analyse verschiedener Aspekte der Entstehung der ersten nationalen Strafrechtskodifikation der Schweiz. Damit schliesst Germann nicht nur eine Forschungslücke, sondern bietet auch neue Perspektiven auf Relevanz und Funktion transnationaler Austauschprozesse im Bereich des Strafrechts. Darüber hinaus sind die detaillierten Auseinandersetzungen mit einzelnen Experten und ihren Überzeugungen sowie mit den existierenden kantonalen Strafrechts- und Vollzugslogiken positiv hervorzuheben. Eva Keller, Universität Bern

Alain Cortat, **Des usines dans les vallées. L'industrialisation jurassienne en images 1870–1970,** Neuchâtel: Editions Alphil, 2014, 764 pages.

Ce beau livre s'inscrit dans le prolongement de l'intérêt porté par les historiens à la notion protéiforme de patrimoine industriel, laquelle relève d'une nouvelle manière d'appréhender l'histoire économique et sociale à travers les témoignages et les vestiges matériels d'une activité industrielle, fondements de l'archéologie industrielle apparue au début des années 1970 dans les pays anglo-saxons avant de se déployer plus modestement en France dix ans plus tard. Par

l'observation du bâti, de son emplacement, de sa marque sur le paysage, l'historien s'accoutume à scruter l'image matérielle d'un complexe technologique, d'un secteur de production.

Alain Cortat présente le patrimoine industriel jurassien dans son ensemble à travers plus de 1300 images, légendes à l'appui, couvrant un siècle de 1870 à 1970, précédé d'une solide introduction d'une centaine de pages destinée à préciser les conditions de cette émergence et les principales étapes de ce processus. L'auteur retient vingt-quatre types d'activités économiques pris au sens large jusqu'à inclure les banques, l'hôtellerie et les imprimeries dans le but de recenser et de décrire les marques tangibles de ces activités artisanales et industrielles sur la mémoire visuelle du Jura. Chacun de ces 24 chapitres est précédé d'une courte, mais dense introduction, pour situer le contexte et l'évolution durant le siècle retenu avec des dépassements chronologiques inhérents à certains secteurs comme la sidérurgie et l'horlogerie. Chaque chapitre compte une bibliographie spécifique. Un même site peut avoir abrité successivement plusieurs activités artisanales ou industrielles différentes avant d'être transformé en logements ou en bureaux.

Dans l'usage de l'iconographie, l'image a changé de statut passant du stade de la simple illustration à celui de source comme le précise Alain Cortat: «il y a d'abord une démarche d'historien par laquelle j'ai voulu inverser la pratique habituelle qui veut que l'on parte du texte qu'on illustre ensuite. Ici, l'iconographie est à l'origine du travail» (*Le Temps,* 9 février 2015). Ce changement de paradigme où l'image prend l'ascendance sur le texte roi est dû en partie au développement de nouvelles approches en histoire de l'art et surtout à l'omniprésence des images dans les médias comme si l'image parlait d'elle-même sans commentaires. L'image, sous-estimée trop longtemps par les historiens dépourvus de toute formation spécifique, s'impose sur le devant de la scène pour enrichir nos perceptions du passé. Les chercheurs ont commencé à se poser des questions sur les modalités de production et les usages de ces images et ont, dans la foulée, proposé de nouvelles grilles de lecture et d'interprétations en fonction du renouvellement des questionnements des diverses approches historiques touchant aussi bien l'économie, le social, la culture et les arts.

L'industrialisation du Jura a la particularité d'être issue d'innombrables ateliers familiaux et de micro-entreprises disséminés dans chaque village. A l'exception du site de Choindez et des usines von Roll, les grandes usines sont rares dans la région étudiée. La sidérurgie (110 pages), l'industrie horlogère (131 p.) occupent une place dominante dépassant le cadre chronologique retenu et offrant des images saisissantes des particularités de cette industrialisation régionale. Les cycles et motocycles sortis des usines Condor ont droit à une analyse approfondie basée sur les recherches antérieures d'Alain Cortat et publiées aux éditions Alphil en 1998. Le chapitre sur les banques est un modèle de concision où la plupart des aspects du crédit sont abordés et cadrés chronologiquement pour faire apparaître successivement les caisses d'épargne régionales (1850–1875), les banques «privées» (1870–1900) et les premières succursales des grandes banques (1900–1930). En fait l'horlogerie se caractérise par la prédominance de l'autofinancement au sein d'un capitalisme familial où l'artisan en voie de devenir un entrepreneur tient à rester propriétaire de ses moyens de production. Les pages et les images magnifiques consacrées à l'hôtellerie raviront les nostalgiques de ces belles bâtisses qui eurent leurs heures de gloire jusqu'en 1914.

Cette approche novatrice, qui met l'image en valeur, donne une autre dimension au patrimoine industriel du Jura, lequel peut prendre une valorisation éducative en rendant attentifs les habitants et les touristes à ces innombrables cellules de production nichées parfois sous les toits, qui ont façonné le bâti de la région.

Il serait hautement souhaitable que d'autres régions se prêtent à cette approche originale avant que ces traces matérielles du passé disparaissent des paysages helvétiques. François Jequier, Grandvaux

Regina Wecker, Sabine Braunschweig, Gabriela Imboden, Hans Jakob Ritter, **Eugenik und Sexualität. Die Regulierung reproduktiven Verhaltens in der Schweiz, 1900–1960,** Zürich: Chronos, 2013, 200 Seiten, 17 Abbildungen.

Die Geschichte der Eugenik in der Schweiz ist seit den 1990er Jahren intensiv historisch erforscht worden. Zahlreiche Untersuchungen haben die Bedeutung von eugenischen Denk- und Handlungsmustern in der Psychiatrie, im Fürsorgewesen und für die Sozial- und Gesundheitspolitik in der Schweiz herausgearbeitet. Dabei liess sich der Befund erhärten, dass Akteure und Institutionen in der Schweiz bezüglich der Entwicklung eugenischer Ideen und Massnahmen eine Vorreiterrolle in Europa spielten. Von den Autorinnen und vom Autor dieses Buches liegen bereits bedeutende Studien vor, die die historische Aufarbeitung der Eugenik massgeblich mitgeprägt haben. Was also vermag der schmale Band Neues zum Thema beizutragen?

Das Buch, das im Rahmen von zwei vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekten entstanden ist, leistet zweierlei: Erstens bieten Einleitung und das ausführliche Schlusskapitel eine interpretative Synthese, die Forschungsresultate zu einzelnen Kantonen und Städten zusammenführt und in den Kontext gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen der Schweiz stellt. Zweitens enthält der Band fünf sorgfältig rekonstruierte Fallstudien zur Geschichte der psychiatrischen und eugenischen Praxis in der Schweiz. Anhand von Krankengeschichten der psychiatrischen Kliniken in Basel fokussieren sie auf je unterschiedliche Massnahmen, die auf eine Regulierung von Reproduktion und Sexualität abzielten. Die Studien fragen dabei nach der Bedeutung eugenischer Diskurse und Motive und schliessen insofern eng an bereits bestehende Arbeiten mit anderen regionalen Schwerpunkten an. Gleichzeitig erweitern die Beiträge den Analyserahmen, indem sie die Geschichte der Eugenik in sexualitätshistorische Kontexte stellen. So verweisen die Autorinnen und der Autor in der Einleitung auf die bereits bekannte, aber immer noch irritierende Tatsache, dass wichtige Exponenten der Eugenik zugleich Fürsprecher einer sexuellen Liberalisierung waren. Von diesem Befund ausgehend fragt der Band nach den Zusammenhängen, die zwischen eugenischen Bestrebungen und jenen sexualitätshistorischen Entwicklungen bestanden, die zu einer zunehmenden Trennung von Sexualität und Fortpflanzung führten. Dieses Erkenntnisinteresse stellt eine verbindende Klammer der Beiträge dar und erlaubt es, Ambivalenzen der Eugenik in den Blick zu nehmen, die dem Bild der Eugenik als einer ausschliesslich reaktionären, mit rassistischen Ideologien und autoritären Staatsmodellen sympathisierenden Bewegung zuwiderlaufen.

Hans Jakob Ritter und Gabriela Imboden behandeln im ersten Beitrag die Praxis der psychiatrischen Ehefähigkeitsbegutachtung. Diese Gutachtertätigkeit basierte auf dem Eheverbot für Geisteskranke, das 1912 ins Schweizerische Zivilgesetzbuch aufgenommen wurde. Wiewohl die Einführung des Verbots explizit

eugenisch motiviert war, finden sich in den psychiatrischen Gutachten kaum eugenische Argumentationen. Wie der Beitrag überzeugend zeigt, war für das Urteil der Psychiater weniger die Erbgesundheit der Nachkommen als ihre geschlechtsspezifisch differenzierte Vorstellung einer verantwortungsvollen Elternschaft ausschlaggebend. Bisweilen attestierten Psychiater eine Ehefähigkeit nur unter der Bedingung, dass eine Sterilisation vorgenommen werde. Mit der Akzeptanz einer «sterilen Ehe» – so argumentiert der Beitrag – konnte der «eugenische Zweck des Eheverbots» besser durchgesetzt und zugleich «sexuelle Bedürfnisse stärker anerkannt» (S. 47) werden als mit einer rigiden Eheverbotspraxis.

Auch Sterilisationsmassnahmen im Kanton Basel-Stadt wurden in der psychiatrischen Praxis nie ausschliesslich eugenisch begründet, wie der darauffolgende, ebenfalls von Ritter und Imboden verfasste Beitrag zeigt. Analog zu Forschungsergebnissen aus anderen Kantonen, wie etwa Bern und Zürich, kommen sie zum Schluss, dass die meisten Sterilisationen in Zusammenhang mit einer Abtreibung erfolgten. Voraussetzung dieser Kopplung war, dass Abtreibungen in Basel-Stadt seit 1919 aufgrund einer psychiatrischen Diagnose legal vorgenommen werden konnten. Psychiater empfahlen aus unterschiedlichen Gründen, die Abtreibung mit einer Sterilisation zu verbinden. Oft verwiesen sie auf die sozialen Umstände der Frauen, sprachen ihnen die Fähigkeit zur Mutterschaft ab oder erhofften sich eine ehestabilisierende Wirkung, wenn Sexualität ohne Angst vor einer neuen Schwangerschaft möglich würde. Wiewohl Frauen nicht selten unter erheblichem Druck standen, ist es bemerkenswert, dass es nicht wenige Frauen gab, die abtrieben und sich gleichzeitig erfolgreich gegen eine Sterilisation wehrten. Der Autor und die Autorin zeigen schlüssig auf, wie sozialhygienische, ökonomische und eugenische Diskurse sowie sexualreformerische Bestrebungen zusammenspielten und dabei einen Raum «sowohl für individuelle Entscheidungen wie für administrative staatliche Zugriffe» (S. 76) eröffneten.

Waren von Sterilisation in erster Linie Frauen betroffen, wurde die Kastration vorwiegend bei männlichen Sexualdelinquenten angewandt, wie ein weiterer von Gabriela Imboden verfasster Beitrag zeigt. Eine enge Verbindung zur Eugenik bestand nur in einer relativ kurzen Phase um 1900, als die Anwendungsfelder der Kastration und der Sterilisation noch nicht klar voneinander getrennt waren. In den folgenden Jahrzehnten etablierte sich die Kastration als anerkannte Massnahme zur Verbrechensbekämpfung. Zwar fehlten dafür die gesetzlichen Grundlagen, jedoch ermöglichte die Verbindung von Justiz und Psychiatrie die Kastration im Rahmen von Strafverfahren durchzuführen, indem sie als *therapeutische* Massnahme definiert wurde. Der Beitrag arbeitet anhand von Fallbeispielen heraus, wie Delinquenten bisweilen nur unter Androhung der Verwahrung in die Kastration einwilligten. In geschlechts- und sexualitätshistorischer Hinsicht interpretiert die Autorin den Körpereingriff als eine «paradoxe Herstellung von Männlichkeit» (S. 107), da er auf das bürgerliche Ideal der männlichen Triebbeherrschung abzielte.

Thematisch etwas quer steht der Beitrag von Sabine Braunschweig, der sich einem wenig erforschten Gebiet der Psychiatriegeschichte widmet: dem Umgang mit Sexualität im psychiatrischen Pflegealltag. Ein zunächst einseitig restriktiver Umgang, wie ihn das erst in den 1920er Jahren gelockerte Berufszölibat für Pflegende zum Ausdruck brachte, wurde zunehmend durch regulative Vorstellungen abgelöst, die ein Ausleben von als normal geltender Sexualität ermöglichen sollten. Wie die Autorin argumentiert, haftete der Sexualität aber weiterhin ein

«Moment der Gefährdung» (S. 135) an, weshalb die Anstalten stets bestrebt waren, sie in streng überwachten Schranken wie etwa der geforderten Privatheit oder der heterosexuellen Norm zu halten.

Regina Wecker weitet in ihrem Beitrag den thematischen Horizont aus und beleuchtet anhand unterschiedlicher Gebiete Zusammenhänge zwischen Eugenik, Geschlecht und sexueller Liberalisierung. Unter anderem rekonstruiert sie, wie Exponentinnen der Frauenbewegung ihre empanzipativen Vorstellungen von Sexualität und ihre Forderungen nach verbessertem Mutterschutz, nach Verhütung unerwünschter Schwangerschaft und nach legaler Abtreibung nicht selten mit eugenischen Ideen verbanden. Hier zeige sich «das ambivalente Gesicht der Eugenik» (S. 152) besonders deutlich, wie die Autorin feststellt. Die im Beitrag dargestellten Verbindungen zwischen Eugenik, Sexualreform und Frauenbewegung sind zwar nicht neu, werden hier aber zum ersten Mal in ihrer Bedeutung für die Entwicklungen in der Schweiz herausgearbeitet.

Dieser bereits synthetisierende Beitrag leitet gut in das inhaltlich substantielle Schlusskapitel über, das mit einer provokativen These aufwartet: Die Widersprüche und Ambivalenzen, wie sie die in den Beiträgen herausgearbeiteten Verbindungen zwischen eugenischen Kontrollvorstellungen und sexueller Liberalisierung offenbarten, seien «konstitutiv» gewesen «für die Durchsetzungskraft und Stärke der Eugenik» (S. 165). Die Autorinnen und der Autor widersprechen zudem der Annahme, eugenische Vorstellungen hätten im Zuge des Ausbaus des schweizerischen Sozialstaates an Akzeptanz gewonnen. Vielmehr kommen sie zum Schluss, dass gerade die für die Schweiz typische Delegation sozialer Aufgaben an private Organisationen zur langen Kontinuität der Eugenik in der Schweiz beigetragen habe.

So überzeugend solche Argumentationen sind, so lässt sich doch ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen diesen übergreifenden Thesen des Buches und den Ergebnissen der empirischen Fallstudien konstatieren. Während Erstere die Eugenik ins Zentrum des Interesses stellen, relativieren Letztere deren Bedeutung für die konkrete Begründung von Eheverboten, Sterilisationen oder Kastrationen. Anders als der Titel des Bandes suggeriert, weisen die Beiträge weit über einen engen Fokus auf die Eugenik hinaus, wenn die Autorinnen und der Autor die untersuchten Massnahmen in heterogene Kontexte stellen, die von der Verwissenschaftlichung der Armen- und Sozialpolitik, über eine liberalisierte Abtreibungspraxis bis hin zu einer Psychiatrisierung der Kriminalitätsbekämpfung reichen. Es ist gerade eine Stärke der präsentierten Fallstudien, dass sie keine monokausalen Kurzschlüsse produzieren und Deutungen entwickeln, die der komplexen Gemengelage von Motiven, nichtintendierten Effekten und individuellen Handlungsspielräumen Rechnung tragen. Damit leistet der Band einen wichtigen und fundierten Beitrag zur Geschichte der Regulierung, Disziplinierung und Normierung sexuellen und reproduktiven Verhaltens in der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

Pascal Germann, Institut für Medizingeschichte der Universität Bern

Brigitta Bernet, Jakob Tanner (Hg.), **Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz,** Zürich: Limmat Verlag, 2015 (Publikation des Schweizerischen Sozialarchivs), 344 Seiten, 49 Abbildungen.

Der Begriff der Arbeit ist in Bewegung geraten. Die Lohnarbeit im Industrie-, Gewerbe- oder Dienstleistungsbetrieb wird durch neue Formen konkurriert. Zunehmend löst sich die vertraglich abgesicherte, auf den Betrieb zentrierte *Nor-*

malarbeit auf. Diese bildete den Fluchtpunkt eines schweizerischen Kapitalismus, der sich in erster Linie auf Vereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern stützte. Durch die Wirtschaftskrise der 1970er Jahre wurde dieses System erschüttert. Schlagworte wie *Modernisierungsverlierer* und *Zweidrittelsgesellschaft* machten die Runde. Teilzeitbeschäftigung, Arbeit auf Abruf und Temporärarbeit tragen heute dazu bei, dass das *Normalarbeitsverhältnis* wieder zur Ausnahme wird. Bernet und Tanner sprechen in ihrem Sammelband von einer Entgrenzung der Arbeit wie auch von der Dezentrierung des Betriebs. Daher auch der mehrdeutige Titel des Sammelbandes und die Feststellung der Herausgeber/-innen, dass Arbeit heute ein Schwundphänomen darstelle, das gleichzeitig omnipräsent sei. Dieses Paradox bildet den Ausgangspunkt des Sammelbandes.

Ein kommentierter fotografischer Vorspann von Eva Lüthi und Thomas Hengartner fächert entlang der Tramlinie zum Flughafen Zürich Arbeitswelten auf und liefert damit einen stimmigen Einstieg ins Thema. Martin Lengwiler erläutert im ersten Beitrag die «Kodifizierung der Arbeit» im 20. Jahrhundert: Diese ist nicht zu trennen von den Institutionen des Arbeitsmarkts und des Bildungswesens sowie vom Zusammenspiel der Sozialpartner. Wer nicht der *Norm* entsprach, war benachteiligt, was beispielsweise Versicherungsleistungen und Altersvorsorge anging. Carola Togni schliesst mit ihrem Beitrag zur Geschichte der Arbeitslosenkasse, der mit dem Erlass des ersten entsprechendes Gesetzes 1924 einsetzt, hier an: Frauen wie auch Migranten/-innen waren vom Versicherungsschutz teilweise ausgeschlossen oder erhielten geringere Entschädigungen. Aufgrund unterbrochener Erwerbsbiographien hatten sie nicht dieselben Ansprüche wie der – so wollte es die *Norm* – lebenslang erwerbstätige Schweizer Mann.

Céline Angehrn illustriert die Rolle der Berufsberatung als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft: Ab den 1910er Jahren aufgekommen, sollte sie junge Leute auf eine zu Geschlecht und Schichtzugehörigkeit passende Position befördern. Der Artikel kommentiert Berufsbilder aus den 1940er und 1950er Jahren, die bei der Berufsberatung zum Einsatz kamen. Demgegenüber thematisiert Matthias Ruoss den Ruhestand: Diese dritte Phase des Berufslebens gewann im 20. Jahrhundert an Länge wie auch an Wichtigkeit. Als 1948 die AHV eingeführt wurde, kam es – trotz der niedrigen Beiträge, die vielen Menschen keinen Ruhestand im heutigen Sinn erlaubten – zu Diskussionen über die Gestaltung dieser dritten Lebensphase. Der Artikel weist auch darauf hin, dass der sogenannte Pensionierungsschock längst nicht alle traf und sich der Übergang gerade für Frauen vielfach anders gestaltete.

Iris Blum erläutert Arbeitsweisen von Vertretern, die ihre Produkte im direkten Kontakt an die Hausfrau bringen mussten. Hatten Hausierer lange Zeit einen schlechten Ruf, wurden die Verkäufer der 1930 gegründeten Kosmetikfirma Just nach US-amerikanischem Vorbild geschult. Ihre gesamte Lebensführung sollte eine optimale Berufsausübung und damit auch den kommerziellen Erfolg ermöglichen. Ebenfalls einen eigenständigen Blick auf das Thema Arbeit wirft Marina Lienhard in ihrem Text über die Arbeitsvorstellungen ausgewanderter Tropenschüler, die an der 1943 gegründeten *Schweizerischen Tropenschule* ausgebildet worden waren. Lienhard untersucht Machtverhältnisse nicht nur mit Blick auf das *Andere*, sondern auch auf das *Selbst*: Der Text zeigt, wie die Tropenschüler ihrerseits unter Ausbeutung durch Höhergestellte litten. Urs Germann analysiert Arbeit im Strafvollzug im 19. und 20. Jahrhundert. Diese diente der *Besserung* und Disziplinierung der Sträflinge, womit die Arbeit (noch mehr als im

normalen Arbeitsmarkt) eine moralische Funktion erfüllte: *Lasterhafte* Lebensweisen waren zu korrigieren, potentielle Arbeitskräfte sollten wieder eingegliedert werden.

Anhand der Konzepte marxistisch orientierter Kunstschaffender der 1970er Jahre, die den handwerklichen Aspekt ihrer Arbeit hervorhoben, untersucht Gioia Dal Molin das Verhältnis von Kunst und Arbeit. Dal Molin widmet sich den Transformationsprozessen des Kulturschaffens, bis hin zu heute gängigen Vorstellungen von Kunstschaffenden als Unternehmer/-innen. Simona Isler thematisiert den Hausfrauenlohn: Teile der neuen Frauenbewegung stellten in den 1970er Jahren die Forderung auf, dass Hausarbeit entlohnt werden müsse. Nur so könne die Struktur kapitalistischer Wirtschaftsverhältnisse entlarvt werden, in denen Produktionsarbeit ohne (unbezahlte) Reproduktionsarbeit nicht denkbar sei. Den Streik als *Nicht-Arbeit* untersucht Christian Koller: Ab Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Arbeitsniederlegungen in der Schweiz ständig zu, bis zum Ersten Weltkrieg werden fast 2500 Streiks gezählt. Nach dem Landesstreik gingen die Zahlen zurück, unterbrochen durch Zwischenhochs in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre und in den 1970er Jahren. Koller zeigt, wie für die Streikenden Arbeit grundsätzlich positiv konnotiert war, jedoch sollte diese Arbeit unter bestimmten Bedingungen stattfinden (oder sonst eben nicht stattfinden).

Andreas Fasel untersucht das 1948 durch bürgerliche Frauenorganisationen gegründete Schweizerische Institut für Hauswirtschaft. Zur effizienteren Gestaltung der Hausarbeit prüfte das Institut Haushaltgeräte und fungierte als Anlaufstelle bei Problemen. Was gut gemeint war, erhält im Rückblick einen leicht ironischen Anstrich. Niklaus Ingold und Flurin Condrau befassen sich mit betrieblichen Fitnessprogrammen der 1960er und 1970er Jahre. Neben Präventionsgedanken spielten Überlegungen zur Verbesserung des Betriebsklimas eine Rolle. Während Gesundheit und Leistungsfähigkeit im Zentrum standen, fand gleichzeitig eine Verschiebung der Verantwortung statt: weg von betrieblichen Umständen und hin zum Individuellen.

Die Frage der Mitbestimmung im Betrieb untersucht Adrian Zimmermann. In den späten 1960er Jahren wurden Forderungen nach Wirtschaftsdemokratie auch in den Schweizer Gewerkschaften kontrovers diskutiert. 1976 scheiterte die Mitbestimmungsinitiative deutlich an der Urne. Die Krise der 1970er Jahre läutete das Ende des progressiven Aufbruchs rund um 68 ein. Nicole Peter und Anja Suter zeigen anhand von Interviews mit Gewerkschaftsfunktionär/-innen im Ruhestand, wie sich die Gewerkschaftsarbeit seit 1970 verändert hat: Die Zeit der Patrons war vorbei, an ihre Stelle traten Manager, die wenig Erfahrung mit den Eigenheiten der Schweizer Gewerkschaftsbewegung hatten. Ebenso kamen die Gewerkschaftskader, die früher aus den Betrieben stammten, mehr und mehr aus anderen, häufig akademischen Ausbildungsgängen.

In den Augen von Marcel van der Linden ist der gemeinsame Nenner der im Buch versammelten Aufsätze die Thematisierung von Arbeitsformen ausserhalb des Betriebsalltags. Dies mache es gleichzeitig möglich, einen neuen Blick auch auf die Arbeit im Betrieb zu werfen. Denn unter Arbeit verstand und versteht man nicht immer dasselbe: Sind auch Arbeit im Haushalt, Prostitution oder Kriegsdienst Arbeit? Van der Linden definiert Arbeit ganz generell als eine zielgerichtete, bewusste Tätigkeit. Der Sammelband zeigt überzeugend, dass der Arbeitsbegriff breiter geworden ist. Dies, obwohl die Beispiele teilweise etwas zufällig wirken und auch dieser Band nicht alles abdecken kann und will. Es han-

delt sich um ein umfassendes Werk, worin auch Überraschungen nicht fehlen. Etwas mehr Systematisierung und Kommentierung durch die Herausgeber/-innen wäre denkbar gewesen. Bernet und Tanner kommt das Verdienst zu, das Thema Arbeit im 21. Jahrhundert neu aufgenommen und um zusätzliche Facetten erweitert zu haben. Rebekka Wyler, Zürich

Bernard Degen und Julia Richers (Hg.), **Zimmerwald und Kiental. Weltgeschichte auf dem Dorfe,** Zürich: Chronos Verlag, 2015, 279 Seiten.

Die Grundzüge der Zimmerwalder Bewegung und der linkssozialistischen Antikriegskonferenzen von Zimmerwald (September 1915) und Kiental (April 1916) sind bekannt. Pünktlich zum hundertsten Jahrestag der Zimmerwalder Konferenz ist nun ein Werk erschienen, das die Geschichte der Zimmerwalder Bewegung einem breiteren Publikum vermittelt, aber auch für Spezialistinnen und Spezialisten manche neuen Facetten zutage fördert. In 14 Hauptbeiträgen werden die wesentlichen Entwicklungen, Kontexte und Nachwirkungen der beiden Konferenzen anschaulich beschrieben. Dazwischen vermitteln kürzere Beiträge Informationen zu den Biographien wichtiger Protagonistinnen und Protagonisten, zu Institutionen und Orten. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf den vielschichtigen schweizerisch-osteuropäischen Connections der Epoche.

Zwei Beiträge vom Markus Bürgi und Bernard Degen skizzieren zunächst die Ausgangslage bis im Sommer 1914. Daniel Marc Segesser leuchtet sodann die vielfältigen globalen Dimensionen des Weltkrieges aus, die von einer lange Zeit eurozentrischen Forschung in den letzten Jahren vermehrt aufgegriffen wurden und erst jetzt, mit hundertjährigem Abstand, auch in die populäre Geschichtskultur eingehen. Im Kontext des Themas des Bandes wäre es indessen auch nahe gelegen, stärker auf die Globalität von Widerstandsaktionen gegen den Krieg hinzuweisen, die beispielsweise von Antikriegsdemonstrationen in den USA bei Kriegsbeginn über bewaffnete Rebellionen gegen französische Truppenrekrutierungen in Westafrika und Algerien 1915/16 bis hin zu Massenstreiks in Teilen Australiens im September 1917 reichten.

Zwei Beiträge von Julia Richers beleuchten die Bedeutung der Schweiz als Exilland osteuropäischer Revolutionärinnen und Revolutionäre im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert sowie die Rolle der Stadt Bern als Zentrum von Geheimdiplomatie, Spionage und Konferenzen während des Ersten Weltkrieges. Bernard Degen behandelt in mehreren Beiträgen die Vorgeschichte, den Ablauf und die Folgen der beiden Konferenzen von Zimmerwald und Kiental, während Adrian Zimmermann auf die weniger gut bekannte «Konkurrenz aus dem Norden», die parallelen Bemühungen niederländischer und skandinavischer Sozialdemokraten um eine Wiederbelebung internationaler sozialistischer Kooperationen, hinweist. In diesem Teil des Buches hätte man sich noch einen zusätzlichen Beitrag zu (sozialistischen wie nichtsozialistischen) Friedensorganisationen, -konferenzen und -initiativen und deren Verhältnis zu den Zimmerwaldern gewünscht, in welchem etwa der Internationale Frauenfriedenskongress im Haag vom April 1915 und das Wirken des daraus hervorgegangenen Internationalen Ausschusses für dauernden Frieden oder das rasante Wachstum der Union of Democratic Control während des Krieges und ihr zunehmender Einfluss auf die britische Labour Party hätten thematisiert werden können.

Zwei abschliessende Beiträge von Julia Richers befassen sich mit der Memoria der beiden Konferenzen. Zum einen wird die Bedeutung von Zimmerwald als

sowjetischer Erinnerungsort beleuchtet, die sich im Zeitalter des Kalten Krieges in einer Flut von Briefen sowjetischer Schulklassen ins bernische Bauerndorf manifestierte. Zum anderen rekonstruiert Richers den schwierigen Umgang der Gemeinden Zimmerwald und Kiental mit der Geschichte der linkssozialistischen Konferenzen auf ihrem Territorium. Ein knapp fünfzigseitiger Quellenteil rundet das gelungene Buch ab.

Insgesamt bietet das anzuzeigende Buch sowohl für ein breiteres Publikum als auch eine spezialisierte Leserschaft eine ausgezeichnete Einführung in die Thematik. Die Fülle an Informationen wird gut strukturiert und in einer Weise präsentiert, die auch eine auf individuelle Interessen zugeschnittene, selektive Lektüre erlaubt. Auf die vielfältigen transnationalen Verflechtungen der Schweiz vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg sowie ihre gewichtige Rolle in der Entwicklung der internationalen Arbeiterbewegung hingewiesen zu haben, ist ein weiteres Verdienst des Buches. Christian Koller, Zürich

Roman Rossfeld, Thomas Buomberger, Patrick Kury (Hg.), **14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg – 14/18. La Suisse et la Grande Guerre,** Baden: Hier + Jetzt, 2014, 408 Seiten, 286 Abbildungen.
Erika Hebeisen, Peter Niederhäuser, Regula Schmid (Hg.), **Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs,** Zürich: Chronos Verlag, 2014 (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 81), 238 Seiten, 190 Abbildungen.
Robert Labhardt, **Krieg und Krise. Basel 1914–1918,** Basel: Christoph Merian Verlag, 2014 (Beiträge zur Basler Geschichte), 350 Seiten, 77 Abbildungen.
Christophe Vuilleumier, **La Suisse et la Guerre de 1914–1918. Actes du colloque tenu du 10 au 12 septembre 2014 au Château de Penthes,** Genève: Edition Slatkine, 2015, 686 pages.

Erwartungsgemäss hat das 100-Jahr-Gedenken zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs einen entsprechenden Niederschlag auch in der historiographischen Produktion gefunden: in der klassischen Publizistik, in Ausstellungen und Filmen. Übereinstimmend und zutreffend wird erklärt, dass diese Zeit – eine Periode, keine Epoche – lange Jahre wenig interessierte, weder in der Öffentlichkeit noch in der Geschichtswissenschaft, und darum ein erheblicher Nachholbedarf besteht. Im Folgenden sollen vier Publikationen kurz vorgestellt werden: ein gesamtschweizerisches Werk, zwei kantonale Darstellungen und ein Band aus der französischen Schweiz.

Als Begleitpublikation einer an verschiedenen Orten präsentierten Ausstellung konzipiert, wird der 16 Beiträge umfassende Sammelband von Roman Rossfeld, Thomas Buomberger und Patrick Kury auch in der weiteren Auseinandersetzung mit den Jahren 14/18 eine zentrale Stellung einnehmen. Er bietet einen breiten Überblick über den aktuellen Forschungsstand, das heisst, er vermittelt das gegebene faktische Wissen und das derzeitige Problemverständnis. Wichtig ist den Herausgebern, wie im Vorwort deklariert, die Analyse der über den Nationalstaat hinausgreifenden Austausch- und Interaktionsverhältnisse zwischen der Schweiz und den Krieg führenden Ländern sowie ein Eingehen auch auf die Lebensbedingungen breiter Bevölkerungskreise. Jakob Tanner betont in seinem einleitenden Beitrag, wie sehr die Realzeit und die nachträgliche Herstellung des Geschichtsbildes dieser Zeit durch transnationale Kräftefelder geprägt waren. Besonders deutlich habe sich dies in der «engen Verklammerung von

Exportindustrie und internationaler Vermögensverwaltung» offenbart und bis in die Fiskusgestaltung der föderalistischen Schweiz hineingewirkt (S. 11).

Die Präsentation ist einleuchtend in vier Teile gegliedert: Der erste Teil ist mit *Mobilisierung, Grenzbesetzung und nationale Kohäsion* überschrieben, er behandelt vor allem zivile Probleme: Vollmachtenregime (Oliver Schneider), Propagandakrieg (Alexandre Elsig), der Graben zwischen deutscher und welscher Schweiz (Alain Clavien); auf die doch zentrale Problematik der militärischen Landesverteidigung wird bloss mit einer sehr speziellen Episode, nämlich der *Meuterei auf dem Gotthard*, eingegangen (Rudolf Jaun). Im zweiten Teil erhalten die Landesversorgung und die Kriegswirtschaft sowie der Wirtschaftskrieg die nötige Beachtung (Serge Paquier, Roman Rossfeld, Peter Moser). Der dritte Teil ist klassischen, zum Teil aber auch neu verstandenen Themen gewidmet: der Neutralität (Carlo Moos), den humanitären Werken (Cédric Cotter, Irène Herrmann, Thomas Bürgisser) und der Fremdenabwehr (Patrick Kury). Der vierte Teil beschliesst den Band mit einem Kapitel zum Landesstreik (Thomas Buomberger) und mit einem Kapitel zu den späteren Verarbeitungen der tatsächlichen oder angeblichen Erfahrungen der Kriegsjahre (Konrad J. Kuhn und Béatrice Ziegler). Ein im zweiten Teil untergebrachtes, materiell aber besser zum vierten Teil passendes Kapitel kann dank guter Quellenlage aufzeigen, wie eine Familie aus dem Basler Bildungsbürgertum Krieg und Kriegsalltag erlebt hat (Heidi Witzig). Wünschenswert wäre gewesen, zusätzlich und wie angekündet, auch etwas über das Alltagsleben der übrigen, mittelständischen und unterschichtlichen Bevölkerung zu erfahren. Dieses wird aber indirekt in der Schilderung der Anstrengungen im Bereich der privaten Fürsorge und des staatlichen Sozialwesens dennoch beleuchtet (Elisabeth Joris, Beatrice Schuhmacher).

Eine nicht speziell angepriesene, aber praktizierte Qualität mancher Beiträge besteht darin, dass einzelne Bereiche der Jahre 14/18 in einen grösseren Zeitraum eingebettet werden, mit dem Einbezug der Jahre vor 1914 etwa bezüglich der Auslandabhängigkeit in der Nahrungsmittelversorgung, der Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft oder des Engagements im humanitären Bereich. Gleichsam am anderen Ende, also mit Blicken in den Zeitraum nach 1918, erhält man etwa den Hinweis, dass noch im Sommer 1919 russische Militärflüchtlinge im Wallis gesundgepflegt wurden, um sie nachher in den von Frankreich geführten Kampf gegen die Bolschewiki zu entlassen. Und einen grösseren Ausblick gibt der bereits erwähnte Beitrag, der sich mit der geschichtspolitischen Nutzung der Kriegsjahre 14/18 durch die Geistige Landesverteidigung auseinandersetzt. Das war nicht einfach Nachleben, sondern aktive Instrumentalisierung durch die Vermittlung, nicht eines klar konturierten Bildes, sondern einer diffusen und entsprechend flexibel nutzbaren Anschlussstelle.[5] Ausblicke vermittelt auch das Kapitel zum Landesstreik, unter anderem mit dem Hinweis, dass die aargauische Sektion des als Reaktion auf den Landesstreik geschaffenen Vaterländischen Verbandes bis heute gegen «fremd Einmischungen in unser staatliches Eigenleben» weiterkämpft.

Die Präsentation der inhaltlich durchwegs substanziellen Beiträge besticht durch die leserfreundliche Strukturierung der Texte, mit den Eröffnungspassagen,

5 Dieses Kapitel ist ein Kondensat der ebenfalls von Kuhn und Ziegler herausgegebenen und von Tobias Straumann in der SZG 65/1 (2015), S. 120–122, besprochenen Publikation Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg, Baden 2014.

die einen kurzen Problemaufriss vermitteln, und andersfarbig unterlegten Einschubtexten. Besonders verdienstvoll ist der reichhaltige Illustrationsteil, der selbst Kennern der Zeit neue Bilder vorlegt. Es hätte dem hohen Niveau der Publikation entsprochen, wenn zur Ikonographie ein eigener Beitrag mitgegeben worden wäre, der die Problematik der Bildquellen speziell reflektiert hätte. Das hätte auch Gelegenheit für Erläuterungen zur politischen Funktion der Karikaturen der beiden hauptsächlich verwendeten Satirezeitschriften *Nebelspalter* und *Arbalète* sowie zu dem in der französischen Schweiz offenbar stärker genutzten Postkartenmedium gegeben.[6]

Die deutschschweizerischen Herausgeber konnten mehrere Kolleginnen und Kollegen der französischen Schweiz für die Mitarbeit an diesem Band gewinnen. Dies mildert ein wenig das dennoch herrschende Ungleichgewicht in der Bearbeitung des gemeinsamen Forschungsgegenstandes. Sehr zu begrüssen ist, dass der Band, der zugleich ein Musterbeispiel binnenschweizerischer Kooperation ist, auch in einer französischen Version vorliegt. Während in der deutschen Schweiz zahlreiche Anlässe durchgeführt und ungleich mehr Schriften publiziert worden sind, hat es in der Suisse romande nur gerade zu einem grösseren Kolloquium gereicht, in dem die Romands weitgehend unter sich geblieben sind (vgl. unten).

Der vielteilig untergliederte Band bietet am Schluss keinen Versuch einer Synthese und lässt die einzelnen Kapitel weitgehend unverbunden nebeneinander stehen, so dass Leser und Leserinnen sich selbst ein Gesamtbild der Geschichte der Schweiz zwischen 1914 und 1918 machen müssen. Eine der wenigen Ausnahmen verweist auf den Zusammenhang, der aus der Aufnahme von Internierten und der Freigabe von benötigten Importen bestand (S. 277). Eine Synthese hätte möglicherweise zu einer Textgattung geführt, von der man hätte sagen können, sie bediene ein Geschichtsverständnis im Sinne der traditionellen Nationalgeschichte (Kuhn/Ziegler, mit Bezug auf Carol Nater Cartier, *S. 383*). Es ist aber nicht einzusehen, warum neben dem Interesse für regionale und transnationale Geschichte nicht doch auch weiterhin ein Interesse für die nationale Entwicklung bestehen bleiben soll. Nationale Erzählung muss nicht einfach *überwunden*, sondern in Kombination mit dem Blick für das Transnationale erfasst werden. Damit verfällt man nicht zwangsläufig einem traditionellen und darum antiquierten Modernisierungs- und Fortschrittsglauben. Jakob Tanner zeigt dies mit seinen Bemerkungen zur Entwicklung des nationalen Steuersystems, das in den Jahren 1914 bis 1918 nur verhalten *vorangekommen* und dessen Ausbau in den Jahren 1939 bis 1945 *vorangetrieben* worden sei. Im gleichen Zusammenhang ist auch davon die Rede, dass der schweizerische Sozialstaat nach 1945 mit dem AHV-Obligatorium einen *Quantensprung* vollzogen habe. Unsere Beschäftigung mit der Schweiz im Ersten Weltkrieg soll durchaus, aber ohne teleologischen Entwicklungsglauben, auch zur Frage führen, welche Fundamentalveränderungen die national gefasste Gesellschaft – teils infolge des Kriegs, teils auch beinahe unabhängig von diesem – erfahren hat, insbesondere infolge der nötig gewordenen Organisationsverdichtung auf allen drei Staatsebenen und der im Rahmen des Vollmachtenregimes umgesetzten und bürokratisch gefassten Interaktionen zwischen Staat und Privatwirtschaft.

6 Einen aufschlussreichen Einblick in die Welt der Fotopostkarten gibt der von Peter Pfrunder von der Fotostiftung Winterthur herausgegebene Band Schöner wär's daheim. Fotopostkarten 1914/18 aus der Schweiz, Zürich 2014.

Nicht überraschend vermitteln Blicke auf die kantonalen Gegebenheiten eine besonders «vielstimmige und vielgestaltige Geschichte», wie dies im von Erika Hebeisen, Peter Niederhäuser und Regula Schmid herausgegebenen Sammelband festgehalten wird (S. 9). Ob im Kanton Zürich oder in anderen Kantonen zeigen sie auf, wie einzelne Menschen und Personengruppen die Kriegsjahre in ihren unterschiedlichen Lebenslagen und sozialen Positionen erlebt haben. Rahel Herbers Abklärungen zu den Reaktionen auf den Kriegsausbruch zeigen, dass kaum Ängste bestanden, direkt in den Krieg einbezogen zu werden, dass sich aber viele wegen der wirtschaftlichen Konsequenzen des Krieges Sorgen machten. Die bei einem kleinen Teil der Bevölkerung festgestellte Kriegseuphorie wird als Reaktion nach deutschem und österreichischem *Vorbild* gedeutet (S. 67), sie könnte aber auch einem ureigenen vaterländischen Reflex entsprungen sein. Ein eindrückliches, von Adrian Knoepfli vorgestelltes Beispiel der Selbstorganisation auf kommunaler Ebene ist die in Winterthur im November 1916 lancierte Aktion zur Steigerung der Kaninchenzucht zum Zwecke der Fleischversorgung. Sie war von einer speziellen Kommission getragen, die von einem Schriftsetzermeister präsidiert wurde und der ein Materialverwalter, ein Pfändungsbeamter, ein Büroangestellter, ein Küfermeister, ein Webermeister und ein Giesser angehörten – ausschliesslich Männer (S. 41). Thomas Neukoms Beitrag kann man entnehmen, dass die Grenze ziemlich durchlässig blieb und insbesondere gegen Kriegsende reger Schmuggel betrieben wurde, selbst unter Mitwirkung von Kantonspolizisten und selbst unter Mistfuhren und in Jauchefässern; so gelangten Pfeffer, Kakao, Kaffee, Seife und Gummiwaren nach Deutschland und Kartoffeln, Eier und Butter in die Schweiz. Später kam es zu einem florierenden Stumpenkrieg an der innerdeutschen Grenze; die ganze Grenzbevölkerung sei der Gefahr ausgesetzt gewesen, moralisch zu verderben (S. 92). Ein Grenzzwischenfall, bei dem ein Mann aus der deutschen Nachbarschaft von Schweizer Militärs *(freiwilligen Grenzsoldaten)* erschossen wurde, offenbarte die Tendenz, sich eher mit der deutschen Zivilbevölkerung als mit dem eigenen Militär zu identifizieren.

Während die Teile *Krieg und Wirtschaft*, *Krieg und Alltag*, *Krieg und Klassenkampf*, *Krieg und Erinnerung* bereits gegebene Forschungsfelder mit zum Teil durchaus neuen Gesichtspunkten versehen und in jedem Fall vertiefte Kenntnisse vermitteln, erschliesst der Teil *Krieg und Kultur* einen in Grundzügen zwar ebenfalls bekannten, bisher jedoch wenig bearbeiteten Bereich mit Ausführungen zu den Lebensbedingungen der in Zürich sich zumeist nur vorübergehend aufhaltenden Emigranten, zu ihren Publikationsmöglichkeiten, zu dem, was der Staatsschutz über sie zu berichtet wusste (etwa ob im Konkubinat lebend oder nicht), zu den Aktivitäten der Dadaisten und der Entstehung des Cabaret Voltaire 1916 (Nicole Billeter). Vorgestellt wird hier das frühe Œuvre des später als Karikaturist bekannt gewordenen Exilrussen Gregor Rabinovitsch, der 1915, gewissermassen Goya weiterführend, mit einer Serie dunkler Graphiken zum *Schrecken des Krieges* gegen die Verbrechen der Gegenwart protestierte (Jochen Hesse). Ein weiterer Beitrag befasst sich mit der Welt der jungen Cinématographie, die nach den Wanderkinos die ortsfesten Kinos und nach den einfachen Ladenkinos schnell auch Filmpaläste entstehen liess: in Zürich etwa das *Orient* (das inzwischen geschlossene *ABC*). Treffend die Feststellung, dass die visuelle Unterhaltungskultur eine gewisse Affinität zum Krieg hatte, Krieg nicht nur ein bevorzugtes Thema war und das neue Medium selber zu einem Teil des Krieges wurde (S. 148). Eindrücklich wird dies am Beispiel eines deutschen Propaganda-

films gezeigt, der von der Gegenseite leicht zum Nachteil seiner Produzenten umgedreht werden konnte (Adrian Gerber).

Auch diese Publikation sorgt mit einer Vielzahl neuer Bildquellen, die mehr als nur Textillustrationen sind, für eine Anreicherung der historiographischen Überlieferung. Wie die gesamtschweizerische Publikation vermeidet auch dieser kantonale Beitrag jede Heroisierung dieser Zeit; er verzichtet aber auch auf zu einfache Kritik aus der Retrospektive. Es genügt ihm, die in der Zeit selber sich manifestierende Kritik sichtbar zu machen. Dazu ein Beispiel: Eine *Nebelspalter*-Ausgabe vom Sommer 1917 lässt einen Milchlieferanten sagen, dass es ihm recht sei, wenn es noch keinen Frieden gebe (S. 27).

Während die Zürcher Variante der Schweizer Geschichte des Ersten Weltkriegs abgehandelt wurde, ohne die Frage der Repräsentativität für die Schweiz zu stellen und allfällige kantonale Besonderheit anzusprechen (Zürich ist Zürich – und vielleicht auch die Schweiz), stehen am Anfang der Darstellung zum Kanton Basel-Stadt Fragen nach den Besonderheiten dieser Region. Robert Labhardt nennt vor allem drei Aspekte: die grössere Nähe zum Kriegsgebiet und die entsprechende Bedrohung, die darin begründete relative Zurückhaltung in den Parteinahmen und die besondere Betroffenheit der Industriestadt von den Kriegsauswirkungen auf den internationalen Handel. Neben den Ausführungen zu diesen Fragen nimmt das Buch das volle Programm der auch in Abhandlungen zur gesamten Schweiz präsenten Themen auf (wachsende soziale Not, Versorgungsprobleme, humanitäres Engagement etc.). Die Grenznähe der Stadt wirkte sich in vielfacher Weise aus: Man fühlte sich bei Kriegsbeginn besonders bedroht, es gab Fluchtvorbereitungen, wie man sie vom Mai 1940 kennt; man konnte den Krieg leicht wahrnehmen (das berühmte Feuer im Elsass), aber nicht das gewaltige Zerstörungspotential des modernen Krieges; man war dem Elsass – wie schon 1870/71 – besonders verbunden, lieferte täglich 20'000 Liter Milch nach Mülhausen. Deserteure oder Refraktäre aus dem Elsass wurden aber speziell rigoros zurückgeschafft. Über die Weiterführung des kleinen Grenzverkehrs erfahren wir jedoch nichts. Labhardt stellt eine besondere Verbundenheit der Grenzstadt mit der Eidgenossenschaft fest, die einerseits zu einer «gesteigerten Loyalität» führte (S. 64), andererseits aber auch die Klage freisetzen konnte, dass man «das Dasein einer halbvergessenen, vom Bund stiefmütterlich behandelten Provinzstadt, fast ausgeschlossen vom internationalen Blutkreislauf» lebe (S. 154). Im Kapitel zur Basler Chemie erhält dieser *Blutkreislauf* nur wenig Aufmerksamkeit, und es werden aufgrund von Primärakten vor allem die Spannungen zwischen Kapital und Arbeit dargestellt. Die Basler Arbeit ist alles in allem ein schönes Beispiel dafür, was das 100-Jahr-Gedenken an Erweiterung und Vertiefung unseres Wissens über die Jahre 1914 bis 1918 möglich gemacht hat.

Der Kolloquiumsband der französischen Schweiz wird mit einem Beitrag zur allgemeinen Frage der Funktion des kollektiven Erinnerns eröffnet: François Jequier diskutiert die Licht- und Schattenseiten der Erinnerungskultur und schlägt sich in der Gegenüberstellung von *histoire* und *mémoire* erwartungsgemäss und dezidiert auf die Seite der Geschichtswissenschaft. Sie sei die reflexive und fragende Seite, während die Erinnerung auf Fixierung und Sakralisierung angelegt ist. Historiker müssten dem Druck der konkurrierenden Erinnerungsansprüche widerstehen und die «maîtrise du passé» behalten (S. 31). Der von *Christophe Vuilleumier*, dem Präsidenten der Société d'Histoire de la Suisse Romande, herausgegebene Band präsentiert die 30 weiteren Beiträge in einer

dreiteiligen Gliederung, die zwischen der «Suisse humanitaire», der «Suisse tourmentée» und der «Suisse engagée» unterscheidet, wobei die Eigenschaften des Aufgewühlt- und Engagiertseins weitergehend jedem der unterschiedenen Bereiche zugeschrieben werden könnten. Ein viertes Kapitel zu einem inzwischen eigentlich unerlässlichen Bereich wird dagegen nicht präsentiert: Zur Wirtschaft gibt es bloss in der ausführlichen Bibliographie einige Angaben.

Die Beiträge des ersten Teils befassen sich mit einem bereits eingehend bearbeiteten Themenfeld. Sie vermögen aber neue Facetten auszuleuchten. Zwei seien speziell hervorgehoben: Jean-Luc Blondel und Claire Bonnélie ermuntern, das reichhaltige und keineswegs ausgeschöpfte IKRK-Archiv auszuwerten; Patrick Bondallaz beleuchtet die bisher in ihrer Bedeutung verkannten Hilfsaktion für die Opfer des Überfalls auf Belgien. Der Autor betont, dass das Humanitäre mit dem Politischen hier eine enge Verbindung eingegangen ist (S. 75). Die heute noch in der deutschen Schweiz kaum zur Kenntnis genommene Belgienhilfe bildete eine wichtige Basis für die bilateralen Beziehungen der Zwischenkriegszeit.

Im zweiten Teil, der sich vor allem mit den Spannungen zwischen den beiden grossen Landesteilen befasst, leistet Oliver Meuwlys Aufsatz über die Divergenzen innerhalb der grossen Landesparteien einen echten Forschungsbeitrag. Meuwly zeigt auf, wie neben der Einführung des Proporzwahlrechts die gänzliche Übernahme der Verantwortung für das Vollmachtenregime des Bundesrats 1918/19 das Ende der Freisinnigen als breite Volkspartei einläutete (S. 199). Alain Jacques Tornare vermittelt, wie sehr Freiburg in den verschiedensten Bereichen «farouchement et ostensiblement» frankophil gewesen ist (S. 286); besonderes Interesse verdient der Abschnitt, der aufzeigt, dass Freiburger (jedoch kaum einzig aus Frankophilie) den lockenden Arbeitsangeboten aus Frankreich gefolgt sind und dort die Lücken der französischen Mobilisierten gefüllt haben (S. 278). Über die Kriegsjahre hinaus sind Georges Andreys Abklärungen zum Begriff der *Romandie* von Bedeutung. Dieser taucht offenbar im Herbst 1915 in der *Gazette de Lausanne* erstmals auf und wird von da an vor allem unter den Kulturschaffenden zu einer gängigen Bezeichnung (S. 310). Jean-Charles Giroud macht auf die bisher wenig beachtete Bedeutung der Plakate aufmerksam und auf das Paradox, dass die schweizerische Plakatkultur, hochstehend in der Vorkriegszeit, ausgerechnet in den Kriegsjahren, in denen sie gebraucht worden wäre, einen Niedergang erlebt. Dem ist allerdings beizufügen: Dieses Manko wurde durch die Postkarten kompensiert, die in der andernorts zugänglich gemachten, von infoclio.ch unterstützten Arbeit von Alexandre Elsig und Patrick Bondallaz ausgewertet worden sind.

Der vor allem den militärischen Problemen gewidmete dritte Teil rekapituliert in den drei Beiträgen von Jean-Jacques Langendorf, Alexandre Vautravers und Hervé de Weck die militärgeschichtlichen Kenntnisse zu den getroffenen Verteidigungsdispositionen und zur verfügbaren Rüstung. Christophe Vuilleumier ruft, gestützt auf das Historische Lexikon der Schweiz, in einem kleinen Beitrag in Erinnerung, dass abgesehen von in Frankreich lebenden Auslandschweizern zusätzlich rund 14'000 Schweizer in den Reihen der französischen Armee (insbesondere der Fremdenlegion) gekämpft haben, diese Tatsache aber im schweizerischen Geschichtsbewusstsein bloss ein Schattendasein fristet («une ombre fugace dans la mémoire helvétique», S. 484). Pikant ist das Detail, dass 1919, am ersten Jahrestag des Kriegsendes, ein Waadtländer Regierungsrat diesen unerlaubterweise in fremden Diensten engagierten Freiwilligen einen offiziellen Dank aus-

sprach. Die in anderen Armeen (insbesondere in der deutschen) kämpfenden Schweizer dürften sich auf Einzelfälle beschränken, wie der in Namibia in den deutschen Kolonialtruppen dienende Konrad Zellweger, Appenzeller Landammann-Sohn, einer war. Maurizio Binaghi zeichnet die Lages des Tessins zwischen schweizerischen Offensivplänen und italienischen Irredentismus-Tendenzen nach. Der Beitrag zeigt in eindrücklicher Weise zweierlei: die alte Besetzungsmentalität, die von der deutschen Schweiz ausging, sowie, damit verbunden, die Geringschätzung gegenüber den Tessinern, die nicht die gewünschte Ordnung aufrechterhalten könnten und einen bestimmten *Charakter* hätten. Diese Einstellung wurde auch vom Waadtländer Korpskommandanten Treytorrens de Loys mitgetragen, ja gefordert. Im Tessin gab es vor allem vor 1914 Stimmen, welche gegen die Germanisierung des Kantons protestierten. Ob das bekannte Grabenphänomen auch die italienische Schweiz erfasste, muss als nach wie vor ungeklärt eingestuft werden, obwohl es die Meinung gibt, dass die beiden *lateinischen* Landesteile in dieser Hinsicht eine Einheit gebildet hätten.

Georg Kreis, Basel

Sandra Bott, **La Suisse et l'Afrique du Sud 1945–1990. Marché de l'or, finance et commerce durant l'Apartheid,** Zürich: Chronos Verlag, 2013, 476 Seiten, 36 Graphiken.

Die Schweizer Südafrika-Beziehungen zur Zeit der Apartheid werden seit den 1970er Jahren in der Politik und Gesellschaft äusserst kritisch hinterfragt und beurteilt. Nach dem Zusammenbruch des Apartheidregimes 1994 folgte deshalb sehr schnell der Ruf nach einer Aufarbeitung der wirtschaftlichen Verflechtung von Schweizer Firmen mit dem südafrikanischen Apartheidstaat. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung war jedoch beeinflusst von politischen und wirtschaftlichen Interessen. So erfolgte 2003 die Sperrung von wichtigen Aktenbeständen im Bundesarchiv aus Angst vor Sammelklagen gegen Schweizer Firmen in den USA und behinderte dadurch massgeblich die Arbeit des Nationalen Forschungsprogramms 42+ über die Beziehung der Schweiz zu Südafrika. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass der Abschlussbericht des NFP 42+ auf grosse Forschungslücken hinweist und die kritischen Stimmen nicht entkräften konnte. Das Verständnis der Beziehungen von Schweizer Wirtschaftsunternehmen mit Südafrika blieb bruchstückhaft und geprägt von Spekulationen.

Mit der Dissertation von Sandra Bott und dem daraus resultierenden Buch liegt nun eine fundierte Studie vor, die die komplexen Wirtschaftsbeziehungen der beiden Länder analysiert. Sandra Bott, die bereits beim NFP 42+ mitwirkte, umging die Aktensperre in der Schweiz durch ausgiebige Recherchen in diversen Archiven Südafrikas, der USA und Grossbritanniens. Dadurch entstand eine detaillierte Analyse der Wirtschaftsbeziehungen der Schweiz mit Südafrika.

Die Autorin unterteilt die Thematik in zwei Zeitperioden, wobei der Fokus des Buches auf der Zeit von 1945 bis 1968 liegt. Dieser erste Teil führt mit einem Überblick über die politischen Beziehungen der Schweiz mit Südafrika sehr gelungen in die Materie ein und thematisiert anschliessend ausführlich die Anfänge und den Ausbau der Handelsbeziehungen mit dem Apartheidstaat. Die Recherchen von Sandra Bott zeigen, wie insbesondere die Schweizer Banken grosses wirtschaftliches Interesse an Südafrika hatten. Die Autorin widmet sich detailliert der Frage nach den Finanzbeziehungen und dem Goldhandel der Schweiz mit Südafrika.

Der zweite Teil des Buches ist strukturell eine Spiegelung des ersten, jedoch für die Jahre 1968 bis 1990. Auf deutlich weniger Seiten zeichnet Bott hier die Entwicklung der bilateralen Wirtschaftsbeziehungen ab 1968 nach und widmet sich insbesondere der Tätigkeit der Schweizer Finanzinstitute und deren Interessen in Südafrika.

Die schweizerische Politik gegenüber dem Apartheidstaat war geprägt von der politischen und moralischen Verurteilung, bei gleichzeitiger Weigerung, an Wirtschaftssanktionen teilzunehmen. Forderungen nach Sanktionen erteilte die Schweiz jeweils mit dem Hinweis auf die per se neutralen Wirtschaftsbeziehungen eine Absage. Bestärkt von der politischen Haltung der Schweiz investierten vor allem die Grossbanken viel in den Aufbau und die Erhaltung von wirtschaftlichen Verbindungen zu Südafrika. Insbesondere ab 1960, als die Kritik an Südafrika stetig wuchs und das Land international marginalisiert wurde, verstärkten die Finanzinstitute ihre Bemühungen um Finanz- und Goldgeschäfte in Südafrika. Dabei konnten Sie auf gefestigte institutionelle und persönliche Beziehungen bauen, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gebildet hatten.

Südafrika war vom Krieg relativ unberührt und verfügte über reiche Vorkommen an natürlichen Ressourcen. Durch die geringen Lohnkosten und den Abbau von Einfuhr- und Devisenbeschränkungen war das Land 1945 ein lohnendes Ziel für Investitionen. Darauf aufbauend wurde die Schweizer Finanzindustrie zu einem wichtigen Partner für Südafrika. Als sich in den 1960er Jahren immer mehr Länder wirtschaftlich und politisch vom Apartheidstaat abwandten, wurde die Schweiz zu einem immer wichtigeren Handelspartner. Insbesondere nach der Schliessung des Londoner Goldpools 1968 und der Etablierung des Zürcher Goldpools durch die drei Schweizer Grossbanken stieg der Schweizer Finanzplatz zum wichtigsten Verkaufsstandort für südafrikanisches Gold auf und verkaufte in den darauffolgenden Jahren bis zu 80 Prozent des gelben Metalls aus dem Apartheidstaat. Der wirtschaftliche Kampf um das Gold aus Südafrika reihte sich in eine Reihe von Ereignissen, welche die Schweizer Banken ausnutzten, um von der schrittweisen internationalen Isolierung von Südafrika profitieren zu können. Sie verschafften sich so nicht nur einen wirtschaftlichen Vorteil gegenüber der internationalen Konkurrenz, sondern versorgten den Apartheidstaat mit dringend benötigten finanziellen Mitteln und wirtschaftlichen Alternativen.

Die Arbeit von Sandra Bott gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Handelsbeziehungen der beiden Länder. Die Autorin zeichnet detailliert die über Jahre gewachsenen wirtschaftlichen Verflechtungen auf. Zuweilen verliert sich Bott in finanztechnischen Detailfragen und vertieft sich zu sehr in bereits behandelte Details. Zudem wurden 2014 sowohl die gesperrten Akten im Bundesarchiv als auch die Goldstatistik der eidgenössischen Zollbehörde veröffentlicht. Es ist jedoch nicht davon auszugehen, dass die Akten oder die Zollstatistik das von Bott skizzierte Bild wesentlich verändern werden. Sandra Bott gelingt es, in ruhiger und analytischer Weise die Geschäftsinteressen der Schweizer Wirtschaft darzustellen. Damit hebt sie sich in wohltuender Weise von vielen Publikationen zu dieser Thematik ab, die allzu sehr auf eine moralische Verurteilung der Geschäftstätigkeit der Schweizer Unternehmen abzielen. Durch die sachliche Darstellung der Ereignisse liefert das Buch wichtige Argumente für die Kritik an den Schweizer Beziehungen zum Apartheidstaat. Die moralischen Verurteilungen des Apartheidregimes durch die offizielle Schweiz verblassen so angesichts der florierenden und geförderten Wirtschaftsbeziehungen mit Südafrika. Lukas Tobler, Universität Luzern

Rebekka Wyler, **Schweizer Gewerkschaften und Europa 1960–2005,** Münster: Westfälisches Dampfboot, 2012, 346 Seiten.

Das Verhältnis der Schweiz zu Europa und auch die Rolle der Schweiz in Europa waren und sind ein heikles Thema. In regelmässigen Abständen wird dieses Verhältnis quasi eruptiv auf die Probe gestellt, meistens handelt es sich um Abstimmungen, die das Verhältnis neu justieren, in Frage stellen oder schlicht neuerlich auf das Tapet bringen. Rebekka Wyler beschäftigt sich in ihrer Studie mit einem Teilbereich dieses komplizierten Verhältnisses, nämlich der Frage, wie es die Schweizer Gewerkschaften mit Europa halten. Wyler analysiert das Verhältnis der Gewerkschaften zu Europa für die Zeitspanne von 1960 bis 2005, indem sie drei zentrale Elemente dieses Verhältnisses auf der Basis von Dokumenten überprüft und darlegt. Zunächst gilt es, die Europapolitik der Schweizer Gewerkschaften mittels zentraler Ereignisse zu analysieren. Die Autorin kann anhand mannigfaltiger Quellen sehr überzeugend belegen, wie sich das Verhältnis der Schweizer Gewerkschaften zu Europa – von der Frage der Gründung der EFTA 1960, über das Freihandelsabkommen von 1972, die Abstimmung über den EWR 1992, bis zu den sogenannten Bilateralen Abkommen der Schweiz mit der Europäischen Union – über die Zeit entwickelt hat. Andererseits war und ist dieses Verhältnis zwischen verschiedenen Fronten innerhalb der Gewerkschaftsbewegung höchst umstritten. Europa wird zum Teil als Gefahr für den Wohlstand und die Arbeitsbedingungen der Schweizerinnen und Schweizer wahrgenommen, im selben Augenblick ist für die Gewerkschaften selbstverständlich die internationale Solidarität von hoher Bedeutung. Es handelt sich also um einen *trade off* zwischen aussenpolitischer Offenheit und Schutz der Löhne und Arbeitsbedingungen in der Schweiz. Innerhalb der Gewerkschaftsbewegung zeigt Wyler mehrere Bruchlinien auf: Binnen- versus Exportbranchen, Inländerinnen und Inländer versus Ausländer und Ausländerinnen, die Frage nach einer rein wirtschaftlichen oder auch politischen Integration Europas. Spätestens mit der Abstimmung zu den Bilateralen Verträgen der Schweiz mit der Europäischen Union, im Zuge der Freizügigkeit von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in der Europäischen Union, setzt sich innerhalb der Gewerkschaftsbewegung der Gedanke durch, dass Europa als *Hebel* zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen innerhalb der Schweiz genutzt werden kann. Die Zustimmung der Gewerkschaften zu den Bilateralen Verträgen wird an sogenannte Flankierende Massnahmen – Massnahmen also, die Arbeitsbedingungen in der Schweiz schützen sollen – geknüpft. Auf diese Weise kann die Gewerkschaftsbewegung tatsächlich wichtige Verbesserungen der Bedingungen erzielen. Zudem zeigt sich, dass dieser *Hebel* Europa wirksam ist.

Der zweite Teil von Rebekka Wylers Analyse beschäftigt sich mit der Frage der Schweiz in Europa, also der internationalen Zusammenarbeit der Schweizer Gewerkschaften. Auch hier schwanken die Gewerkschaften zwischen Beiseitestehen und Mitarbeit in den europäischen Gremien. Wylers Analysen zeigen, dass es positive Beispiele der internationalen Zusammenarbeit gibt, generell aber eher eine Skepsis bezüglich der Nützlichkeit des internationalen Engagements besteht. Internationale Solidarität und Kooperation seien dementsprechend *mögliche* gewerkschaftliche Strategien, die je nach Situation zur Anwendung kommen, abhängig davon, ob Ressourcen vorhanden und Exponentinnen und Exponenten sich dem jeweiligen Thema annehmen.

Der dritte Teil der empirischen Untersuchung befasst sich mit dem Thema der transnationalen Zusammenarbeit auf Unternehmensebene. Hierfür untersucht

Wyler detailliert drei Fallbeispiele Schweizer transnationaler Konzerne mit globaler Bedeutung: Alusuisse-Lonza, Holcim und Nestlé. Genauer gesagt geht sie der Frage nach, in welcher Art und Weise die europäischen Betriebsräte in diesen Unternehmen funktionieren und welche Rolle dieser relativ neue gesellschaftliche Akteur spielt. Wyler kann zeigen, wie sich die *Corporate Governance* der betrachteten Firmen mit der zunehmenden Globalisierung und Europäisierung über die Zeit verändert hat. Ebenso zeigt sich, wie stark die Möglichkeiten der europäischen Betriebsräte, also die Möglichkeit grenzüberschreitender Mitbestimmung, von den vorhandenen Mitteln der nationalen Verbände abhängen.

Rebekka Wyler ist es ausserordentlich gut gelungen, das oftmals widersprüchliche und sich dennoch entwickelnde Verhältnis der Schweizer Gewerkschaften anhand dreier zentraler Bereiche darzustellen. Der Faktenreichtum und die Virtuosität im Umgang mit den vorhandenen Quellen sind bemerkenswert und helfen sehr bei der Einordnung des Geschehenen in einen grösseren Rahmen. Diese konzise Studie macht zumindest zweierlei deutlich: Die Schweiz wie auch die Schweizer Gewerkschaften zeichnen sich durch ein fragiles Verhältnis von Nähe und Distanz zu Europa, genauer der Europäischen Union, aus. Befürchtungen und Hoffnungen, was dieses Verhältnis bringen möge, befinden sich im ständigen Widerstreit. Allerdings haben die Schweizer Gewerkschaften – ebenso wie die Schweiz insgesamt – einen pragmatischen, utilitaristischen Umgang mit der Europäischen Union gefunden. Mit dem *Hebel* Europa wurde und wird versucht, innenpolitisch Druck aufzubauen, um Veränderung im Sinne der Gewerkschaften zu erreichen. Wenn mein Eindruck nicht trügt, sind die Gewerkschaften mit dieser Idee der Europäischen Union als Druckmittel weder in der Schweiz noch in anderen Ländern alleine. Das Verdienst Rebekka Wylers ist, dieses Verhältnis der Schweizer Gewerkschaften und Europas in präziser, detaillierter und hochgradig analytischer Form dargelegt zu haben. Die Erkenntnisse nutzen nicht nur den Gewerkschaften für eine ernsthafte Selbstreflexion, der so exzellent herausgearbeitete strategische Umgang mit der Europäischen Union kann auch in vielen anderen Bereichen der Schweiz und darüber hinaus Anstösse geben, die Frage nach dem Für und Wider einer allzu utilitaristischen Perspektive auf die Europäische Union zu stellen. Sebastian Schief, Universität Fribourg

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Jon Mathieu: **Die Alpen. Kultur, Raum, Geschichte,** Stuttgart: Reclam, 2015, 254 Seiten, 211 Abbildungen.

Eine überblickende kulturhistorische Studie über die Alpen stand bisher aus. Es ist das grosse Verdienst des Autors, die Universalgeschichte dieses Raumes, den er rückgreifend auf das Gebiet der Alpenkonvention politisch definiert (S. 25), zu skizzieren. Nebst eigener Forschung bildet ein breites Spektrum an Literatur die Grundlage für Mathieus weitgehend komparatistisch angelegte Arbeit, welche die Geschichte der Alpen als Lebensraum darstellt. Im Reclam-Verlag erschienen, richtet sich das Buch an eine Leserschaft ausserhalb der Fachdisziplin.

Das Buch ist diachron aufgebaut, was teilweise durch thematisch begründete Vor- und Rückgriffe gebrochen wird. Auf zwei Überblickskapitel über die Erforschung und Geschichtsschreibung der Alpen folgen sieben Kapitel von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart sowie ein abschliessendes Kapitel *Bilanz und Ausblick*. Jedes dieser kurzen Hauptkapitel wird durch Untertitel gegliedert, die prosaisch *(Die heilige Theorie der Erde)*, deskriptiv *(Konfessionelle Spaltung)* oder eine These enthaltend sind *(Ungleiche Urbanisierung)*. Mathieu arbeitet sich an Fernand Braudels Feststellung, die Alpen seien «une montagne exceptionnelle»,[7] ab. Dieses Leitkonzept kommt nicht überall gleich zum Tragen: Etwa im Kapitel *Religiöse Kultur, frühe Wissenschaft* hätte sich die Frage nach dem Exzeptionellen stärker vertiefen und an mentalitätsgeschichtliche Debatten anknüpfen lassen.[8]

Mathieus Einführung in die historische Alpenforschung setzt sich kritisch mit den Traditionen der historischen und ethnologischen Forschung auseinander. Streifzüge durch die Etymologie der Berg- und Ortsnamen, der Architektur-, Religions- und Sprachgeschichte verdeutlichen die Vielschichtigkeit des angestrebten Projekts. Auch die «problematische» Lage der Alpen als Grenzregion thematisiert Mathieu anhand eines Überblicks über die Nationalstaatenbildung. Dabei rückt er die Sonderstellung der Schweiz als nach dem Ersten Weltkrieg allein übriggebliebenen, transalpinen Staat ins Zentrum. Die Stellung der Schweiz wird auf den Lokalismus des Landes zurückgeführt, «der sich dem Zentralismus der Moderne und den dadurch hervorgerufenen Separationstendenzen widersetzte» (S. 40). Dem gegenüber stellt er die steigende Bedeutung des nach dem Zweiten Weltkrieg aufkommenden Regionalismus im Alpenraum. Die Epochen sind oftmals anekdotisch dargestellt: So dient die Abhandlung über den Fund der Gletschermumie Ötzi der Einführung in die Epoche der Stein- und Bronzezeit, welche anhand des aktuellen Forschungsstandes behandelt wird. Der Autor thematisiert dabei auch die Schwierigkeiten einer solchen Rekonstruktion. Die Darstellung der römischen Eroberung des Alpenraums erfolgt anhand des Strassenbaus und der Siedlungsräume, während die Christianisierung anhand der Bildung von kirchlicher und weltlicher Herrschaft geschildert wird. An dieser Stelle verneint Mathieu Braudels These von der Besonderheit des alpinen Raums für die Zeit vor dem Hochmittelalter.

Mit Konzentration auf die wirtschaftliche Entwicklung beschreibt der Autor den Zeitraum zwischen Hochmittelalter und 19. Jahrhundert, wobei er insbesondere von den urbanen Gebieten im Alpenraum ausgeht. Einprägsam schildert er die Entwicklung der Pastoralisierung des Alpenraums unter der Berücksichtigung regionaler Spezifika. Ausführliche Abschnitte sind stets der Wahrnehmungsgeschichte der Alpen gewidmet, so etwa dort, wo von Tourismus und Nationenbildung die Rede ist. Auch anhand der Umweltbewegungen, deren Geschichte er bis ins 21. Jahrhundert verfolgt, macht Mathieu die kulturelle Konstruktion der

7 Fernand Braudel, La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II, Paris 1949 (zitiert nach Mathieu, S. 43).

8 Zum Beispiel kritisch zur Katholizismusforschung von Urs Altermatt, vgl. ders., Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1989; oder zum Konzept des homo alpinus von Anselm Zurfluh, vgl. ders., Uri, Modell einer traditionellen Welt? Eine ethno-geschichtliche Studie über die Urner Mentalität, 17.–20. Jahrhundert, Zürich 1994.

Alpen deutlich. Für den Zeitraum vom Hochmittelalter bis ins 21. Jahrhundert sieht Mathieu Braudels These durchaus bestätigt: Die Alpen seien «ganz aussergewöhnliche Berge».

Das vorliegende Buch ist ein gelungener Überblick über die aktuelle Forschung zu den Alpen, es reiht sich in eine kulturgeschichtliche Tradition ein. Mathieu befasst sich mit «immaterieller und materieller» Kultur (S. 32–38), wobei die theoretische Annahme, dass die Alpen in ihrer geographischen wie kulturellen Dimension stets durch Zeitgenossen konstruiert wurden, als zentral erscheint. Dass Braudel derart prominent genannt wird, ist kein Zufall: In Anlehnung an die Annales-Schule verwendet der Autor einen sehr weiten Kulturbegriff, der strukturelle, wirtschaftliche und politische Dimensionen mit einbezieht. Trotz der skeptischen Äusserungen zu den Möglichkeiten, eine *histoire totale* zu schreiben (S. 14), ist die gewählte Darstellungsart doch als Hommage an eine «Universalgeschichte» dieser Tradition zu verstehen. Der Ansatz führt oft zu einer knappen und leicht simplifizierenden Darstellung, was der «nicht fachlich vorgebildete[n] Leserschaft» (S. 13) zugute kommt. Allerdings dürfte auch dieser Leserschaft das unpraktische Anmerkungsregister missfallen, das zwar zu jedem Unterkapitel Literatur auflistet, aber durch das gänzliche Vermeiden von Fuss- und Endnoten kaum das Zuordnen von Zitaten ermöglicht. Das Buch ist ein gutes Konzentrat der neusten Forschung, geht über diese Funktion aber nur selten hinaus, so etwa dort, wo regionale Vergleiche Erkenntnis über strukturelle Eigenheiten ermöglichen (S. 163–187). Es bietet, wie die Einleitung anmerkt, einen raschen Einstieg für Studierende, eignet sich aber aufgrund des Anmerkungsapparats nicht als Handbuch. Aktuelle Themen wie Infrastruktur, Mobilität, Ökologie und Raum haben ihren Platz in Mathieus Darstellung. Leider greift er jüngste Debatten der Europäischen Geschichte[9] nur am Rande auf: Hier läge besonderes Forschungspotential in der Geschichte der Alpen. Eindrücklich beweist das Buch mit seiner dezidiert transnationalen Perspektive, wie gewinnbringend diese Sicht ist und wie viel Potential die Alpen nach wie vor für historische Studien bieten.

Romed Aschwanden, Departement Geschichte Universität Basel

Christoph Conrad, Joachim Eibach, Brigitte Studer, Simon Teuscher (Hg.), **Wohnen und die Ökonomie des Raums,** Zürich: Chronos Verlag, 2014 (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 28), 318 Seiten, 15 Abbildungen.

Wohnen sei in den Geschichtswissenschaften, anders als in anderen Disziplinen, bisher kein wichtiges Thema. Zu Unrecht, konstatieren die Herausgeber/-innen des Sammelbandes *Wohnen und die Ökonomie des Raums* in der Einleitung, weshalb die Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (SGWSG) 2011 unter das Rahmenthema *Wohnen und die Ökonomie des Raums* gestellt wurde. Sie erkennen für den Themenbereich grosses Innovationspotential und weisen auf die Vielfalt interdisziplinärer Bezüge und methodischer Perspektiven hin. Der 2014 erschienene Tagungsband sammelt eine

9 Hans-Åke Persson und Bo Stråth (Hg.), Reflecions on Europe. Defining a Political Order in Time and Space, Brüssel 2007 (Multiple Europes 37); Patricia Clavin, Time, Manner, Place. Writing Modern European History in Global, Transnational and International Contexts, in: European History Quarterly 40/4 (2010), S. 624–640.

Auswahl der Beiträge. Einige zeigen die Potentiale deutlich und anregend auf, doch ebenso divergent wie der angesprochene disziplinäre Kontext präsentieren sich auch die Beiträge.

Die Einleitung wird von einem gut informierten Überblick von Adelheid von Saldern begleitet, die den thematischen Raum des Bandes zwischen disziplinären Spannungsfeldern und methodischen Möglichkeiten aufrollt. Angesichts der potentiell problematischen Dispersion des Forschungsbereiches empfiehlt sie eine forschungsstrategische Kombination aus direkter Analyse und der Integration bestimmter Aspekte in andere historische Untersuchungsgegenstände. Gerade in den Anknüpfungspunkten zu anderen Untersuchungsbereichen liege indes, mit Blick auf Kommunikations- und Interaktionsräume, die sich in eine raumbezogene Gesellschafts- und Geschlechtergeschichte integrieren liessen, eine grosse Chance zur Entwicklung attraktiver Forschungsdesigns. Über die weitere Struktur des Bandes muss nicht viel reflektiert werden. Die chronologische Ordnung der Beiträge ist nicht zwingend, steht aber angesichts der Inhalte keiner alternativen, schlüssigeren Anordnung im Wege. Die Auswahl der Beiträge kommt zum einen dem formulierten Anliegen der SGWSG – der Förderung junger Historikerinnen und Historiker – entgegen, zum anderen widerspiegelt sie die Diversität der disziplinären Anknüpfungsmöglichkeiten wie auch die themenimmanente Vielfalt in Bezug auf zeitliche, geographische und gesellschaftliche Kontexte.

Insgesamt wird für die Kernthematik Wohnen eine schwierige Quellenlage konstatiert. Gerade dies führt die Autoren/-innen aber auch zu interessanten Verbindungen. So rekurrieren in diesem Zusammenhang beispielsweise Brigitte Moser und Thomas Glauser in ihrem Beitrag auf den interdisziplinären Austausch mit der Bauforschung. Sie vermögen in diesem Feld einzelne deutungsrelevante Quellenansätze und Beispiele herauszustellen und demonstrieren damit das Potential der bauhistorischen Quellenlage zur Ermittlung von Arbeits- und Wohnverhältnissen im Mittelalter. Katharina Baumann hingegen sucht den Zugang über ein technisches Gedächtnis. Sie zeigt auf, wie über handwerkliches Wissen und eine spezifische Ressourcensituation sowie unter Berücksichtigung der soziopolitischen Situation die Praxis des Verschiebens integraler Wohnbauten ergründet werden kann. Statt die Mobilität der Räume und ihre Benutzung behandeln die Beiträge von Reto Schumacher und Luigi Lorenzetti sowie derjenige von Adrien Remund die Mobilität der Bewohner. Ausgehend von statistischem Material werden spezifische intraurbane Mobilitätsverhalten in Lausanne und Genf ermittelt. Dabei ist der Beitrag von Schumacher und Lorenzetti einer der wenigen, die die unterschiedlichen räumlichen Dimensionen des urbanen Wohnkontexts aufgreifen. Remund zeigt hingegen, dass die Mobilität nicht wie angenommen mit dem Fortschritt steigend, sondern im Gegenteil gerade im 19. Jahrhundert als sehr hoch einzuschätzen ist.

Alternativ zu diesen gegenständlichen und statistischen Zugängen zielen andere Beiträge auf soziokulturelle Fragekomplexe und Methoden. Auf interessante Weise begegnet Nanina Egli der prekären Quellenlage in Bezug auf die subjektive Aneignung von Wohnräumen: Zur Fassung allgemeiner Wohnpraktiken des Bürgertums im Zeitalter des Historismus wählt sie, ex negativo, einen Weg über die mikrogeschichtliche Analyse einer ungewöhnlichen Wohnform am Beispiel der Kyburg. Über das in erster Linie aus Briefen bestehende Quellenmaterial werden für Egli Wohnfragen als diskursiv verhandelte Praxis fassbar, die sie an wissens-

theoretische Reflexionen anknüpft. Auch der Bezug auf Max Weber, der in der Einleitung schon vorweg genommen wird, wird mehrfach hergestellt. So legt beispielsweise Elizabeth Harding in ihrer Analyse der spezifischen soziokulturellen Situation frühneuzeitlicher Professorenhaushalte den Fokus auf die Funktion der Räume und die damit zusammenhängende *soziale Schätzung*. Wiederholt grenzen sich die Beitragenden allerdings gegen Otto Brunners Konzept des *Ganzen Hauses* ab. So zum Beispiel Julia A. Schmidt-Funke, welche die Wechselwirkung materieller Gegenstände und physischer Räumlichkeiten des Wohnens untersucht. Schliesslich werden auch politische Dimensionen miteinbezogen; so beispielsweise in Ruth Ammans geschlechterspezifischen Betrachtung der Wohnreformen des beginnenden 20. Jahrhunderts oder in Sebastian Haumanns Vergleich von wohnraumbezogenen Bürgerinitiativen im Osten der USA und in der BRD.

Am Beispiel Berner Zunfthäuser verfolgt Daniel Schläppi die räumlich operationalisierte Allokation und Distribution kollektiver Ressourcen. Ein Einbezug der vielfältigen Bedeutungsdimensionen institutioneller Bauten im städtischen Umfeld, eine Betrachtung der räumlichen Anordnungen und Funktionen sowie ihre Einbettung in den urbanen Kontext wären hier allerdings auch in einem raumtheoretischen Zusammenhang interessant gewesen. Die Untersuchung von Joël Jornod fragt nach den Auswirkungen der Präsenz von Wohnungen in kleinstädtischen Geschäftshäusern auf ein allfälliges Identitätsmodell der betreffenden Ladenkette. Dabei treten eher die lokalen Verhältnisse als der Zusammenhang zur Wohnnutzung als einflussreiche Faktoren hervor. Die Untersuchung hätte von einer Auseinandersetzung mit der Kategorie *Stil* profitieren können, insofern diese bemüht wird, um den Bezug zwischen Ausdrücken der Identität der Geschäfte und des Wohnens herzustellen. Hanno Hochmuth hinterfragt die Verschränkung von öffentlichem und privatem Raum als soziopolitische Situation am Beispiel der Bebauung der Sorauer Strasse in Berlin. Mit Bezug auf Hans Paul Bahrdt und Georg Simmel betrachtet er die unvollständige soziale Integration in der Grossstadt als negative Voraussetzung für die Entstehung von Privatheit und Öffentlichkeit. Allerdings vermag der Beitrag den gross angelegten Entwicklungsbogen vom späten 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart nicht durchgehend quellenbasiert und argumentativ stringent zu halten und entwickelt sich abschnittsweise zum interpretativen Überblick. Im Beitrag von Sandro Fehr zum Zusammenhang von Luftfahrtinfrastrukturen und wohnräumlichen Strukturen der 1930er bis 1950er Jahre würde ein klar umrissener Gegenstand helfen, seine Relevanz zu unterstreichen. Zudem bedürfte das gezogene Fazit prägnanterer Korrelationen in den Falluntersuchungen.

Alles in allem skizzieren die Untersuchungen interessante Zusammenhänge, zeigen vielversprechende Perspektiven und Zugänge zu diesem als interdisziplinär fruchtbar erkannten Forschungsfeld, geben Einblicke in die verfolgten Forschungen und leisten ansprechende thematisch-theoretische Einbettungen, die verständlicherweise im Rahmen der Beiträge nicht erschöpft werden können, aber mögliche Anknüpfungspunkte erkennen lassen. Einige Beiträge lassen eine, im Anschluss an die Tagungsthematik und die formulierten Forschungsperspektiven, konzise und relevante Fragestellung vermissen oder zeigen Schwächen im argumentativen Aufbau. Doch die erfreuliche Breite der Beiträge und der aufgezeigten Vorgehensweisen deutet darauf hin, dass die von den Herausgeber/-innen mit Blick auf zukünftige Forschung formulierte Frage, ob sich das Potential der Auseinandersetzung mit dem Thema besser als kleine Subdisziplin oder theorie-

orientiert an den geschichtswissenschaftlichen Kanon angebunden entfalten würde, vorerst noch nicht beantwortet werden kann. Boris Buzek, Zürich

Bastian Walter, **Informationen, Wissen und Macht. Akteure und Techniken städtischer Außenpolitik: Bern, Straßburg und Basel im Kontext der Burgunderkriege 1468–1477,** Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2012 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 218), 352 Seiten.

Fragen der Kommunikation nehmen in der jüngeren Kulturgeschichte einen breiten Raum ein. Gegenstand der vorliegenden Münsteraner Dissertation ist der Nachrichtenaustausch zwischen den führenden oberrheinisch-eidgenössischen Städten, die sich seit der Verpfändung der habsburgischen Vorlande an Karl den Kühnen 1469 zunehmend bedroht fühlten und ihm im Herbst 1474 die Fehde erklärten, als Karl selbst mit seiner Armee vor Neuss lag, wo er für mehrere Monate gebunden bleiben sollte, was zum Zeitpunkt der Fehdeerklärung nicht abzusehen war. Diese Begebenheiten haben seit dem 19. Jahrhundert immer wieder die Aufmerksamkeit der politischen und der Ereignisgeschichte auf sich gezogen. Neu ist an dem vorliegenden Werk die Nachzeichnung der Kommunikationsstrukturen, der Zuträger, der Verteilerdienste, überhaupt die Beschreibung der ganzen Praxis des Nachrichtenverkehrs sowie des Handelns der Amtsträger der grossen Städte. Dazu bedient der Verfasser sich zunächst der biographischen Methode, indem er in dem zweiten, gross angelegten Kapitel die städtischen Gesandten als Personen in ihrem persönlichen Werdegang nachzeichnet, woraufhin er in mehreren kleineren Kapiteln das Funktionieren der Netzwerke beschreibt. Hauptthese ist, dass der Informationsvorsprung, den einer der Akteure besass, so etwas wie eine Währung darstellte, die dieser für seinen politischen Einfluss nutzbar machen konnte. In zahlreichen Aspekten berührt die Arbeit Probleme, die mich selbst bei meiner Dissertation über die «Herrschermedien» beschäftigen. Während ich mich jedoch thematisch auf die Landesherrschaft verlegte und am Beispiel Karls des Kühnen danach fragte, ob diese überhaupt auch von unteren Schichten der Bevölkerung erfahrbar war, zeichnet Walter das Handeln mehrerer formal selbständiger politischer Akteure nach, die sich auf die Abwehr eines als übermächtig empfundenen Nachbarn einigten und zum Präventivschlag drängten; direkte Ähnlichkeiten gibt es bei den holländischen Landständen und vor allem den grossen Städten Leiden, Haarlem und Amsterdam, die sich verabredeten, die immer weiter steigenden Steuer- und Armeeforderungen ihres Herrn zurückzuweisen. Hier wie da sind die Ausgabenrechnungen der Städte die wichtigste Quelle.

Entscheidend im eidgenössisch-oberrheinischen Raum waren die überlokalen Netzwerke, die die Politik der Städte und der aus diesen Städten gebildeten Bündnissen bestimmten. Man könnte diese Netzwerke als antiburgundische Parteien in den Städten bezeichnen, die sich zunächst gegen die sich proburgundisch oder neutral positionierenden Amtsträger durchsetzen mussten. Letztlich äusserte sich darin eine Interessenpolitik, konkret: eine Politik, deren Interesse in der Wahrung der Selbständigkeit der grossen Städte, eben Bern, Basel und Strassburg, lag. Dieses Interesse schliesst ein, dass sie gegenüber den zögerlichen Bündnispartnern durchaus drohend auftreten konnten, kleinere Städte in ihrem Machtgebiet übervorteilten. Insbesondere die Aussenpolitik Berns lässt sich als treibend, wenn nicht gar aggressiv bezeichnen.

Ausgesprochen erfreulich findet es der Rezensent, dass der Autor es sich und den Lesern erspart, mit weit ausholenden Herleitungen die zentralen Begriffe wie

Information, Wissen und Macht zu definieren, handelt es sich doch um universale Kategorien, die in unterschiedlicher Schattierung die Politik bestimmten. Derartige Abstrakta zu bestimmen gehört zwar zum Kern der Wissenschaften, in der Geschichtswissenschaft werden sie jedoch auf einen konkreten Fall angewendet. Bezeichnend hierfür ist, dass der Verfasser sich an die Wissenssoziologie anlehnt und dementsprechend von den Wissensträgern spricht, womit nicht die fachlichen Spezialisten und Experten gemeint sind, sondern diejenigen, die in der Politik einen Wissensvorsprung vor anderen haben. Auffällig ist die Nähe der politischen Wissensträger zu den Fernhandelskaufleuten: Städtische «Aussenpolitik» und Fernhandel bedingten einander.

Der Detailreichtum der fünf kleineren Kapitel etwa hinsichtlich der Organisation der städtischen Kanzleien, der dortigen Akten- und Buchführung, der Gewährleistung des gezielten Briefverkehrs durch auf eigene Kosten unterhaltene Boten, der Stellung der Boten und ihrer Bedeutung als niedere Amtsträger oder der gezielten Nachrichtenbeschaffung durch Spionage lässt sich hier nicht wiedergeben. Erwähnt sei nur, dass die Studie aufschlussreiche Beobachtungen bereithält zum massiven Anstieg des Briefverkehrs und der Schriftlichkeit (Auseinandersetzungen produzieren Quellen), zu Nachtläufen der Boten, zur Reise- und Übermittlungsgeschwindigkeit als bekannter und kontrollierbarer Grösse oder zur gezielten Informationsbeschaffung durch Spione. Besondere Aufmerksamkeit zieht eine Rechnung eines Spions auf sich (S. 268, 274–280), eine lebensweltlich hochinteressante Quelle, die zudem einen Einblick gewährt in die Parteiung zwischen Pro-Habsburgern und Pro-Burgundern, die sich im Metzer Rat gebildet hatte. Immer wieder gibt es ein Wechselspiel zwischen Ereignis und der Berichterstattung über dieses; besonders eingängig ist in diesem Sinn der Abschnitt über den «Tod des Herzogs als ‹Medienereignis›» (S. 236–239).

Was den Rezensenten hingegen besonders interessiert, ist die Frage, ob und wie die Nachricht eines ausbleibenden Ereignisses übermittelt wurde. An einem weiteren Beispiel, der in den politischen Oberschichten West- und Mitteleuropas erwarteten Krönung Karls des Kühnen zum König in Trier 1473, konnte der Rezensent dieser Frage in seiner Dissertation über die «Herrschermedien» nachgehen und dabei zeigen, dass der Nachrichtenfluss so gut war, dass die Herrschaftsträger nicht nur wussten, welche Ereignisse gerade stattfinden oder vor kurzem stattfanden, sondern überdies einen Erwartungshorizont hatten: Teile der politischen Gesellschaft waren im Vorhinein davon überzeugt, dass die Krönung stattfinden werde. Kurzfristig wurde daraus nichts – und gerade dies war eine Nachricht, da das weitere Vorgehen des burgundischen Herzogs dadurch fraglich wurde. Der Metzer Gesandte Martin von Ingenheim befand sich auf dem Rückweg nach Metz, als er vom Platzen des Trierer Treffens hörte. Er setzte seinen Strassburger Amtskollegen Johannes Meier sogleich, noch ehe er, Ingenheim, in Metz eintraf, davon in Kenntnis (S. 202 mit Anmerkung 66) und berichtete zudem über die ersten Kontaktaufnahmen zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich. Leider wird nicht gesagt, von wann genau der Brief stammt (das Datum kann fehlen), noch, wann er in Strassburg einging (auch der Eingang kann nicht eingetragen worden sein) – das Stück wird nicht beschrieben, kommunikations- und kulturgeschichtlich wären solche Hinweise wichtig.

Aufgefallen ist mir zudem, dass der Verfasser von einer Dichotomie zwischen informell/inoffiziell und formell/informell ausgeht (so S. 192, 195). Als dritte Kategorie schöbe sich meines Erachtens das Offiziöse dazwischen, das die Welt

der entstehenden Staaten in weitaus stärkerem Masse prägte. Derlei methodische Monita sollen aber den Gehalt des Werks beileibe nicht in Abrede stellen, Politik- und Kommunikationsgeschichte werden bedeutend vorangebracht; ich möchte es nicht missen. Harm von Seggern, Kiel

Tina Asmussen und Hole Rößler (Hg.), **Scharlatan! Eine Figur der Relegation in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur,** Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2013 (Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 17), 242 Seiten.

In acht Aufsätzen setzen sich die Autoren mit Fragen nach der Funktion des Scharlatans auseinander. Zielgebend, so die Herausgeber im Vorwort, sind das Aufzeigen von an die Figur gebundenen Dynamiken und Produktivkräften sowie das Sichtbarmachen der Figur als Symptom des wissenskulturellen Wandels. In der Einleitung führt Hole Rößler die Figur des gelehrten Scharlatans ein und untersucht vertiefend seine soziale Positionierung in Bezug zum Raum des Gelehrten. Als Ergebnis führt er mit dem Aussenseiter, dem Eindringling sowie dem Renegaten des wissenschaftlichen Fortschritts drei Differenzierungen ein (Rößler, S. 140). Fünf der Aufsätze in diesem Sammelband (Bulang, Lorber, Asmussen, Siebenpfeiffer, Hirschi) sind stark biographisch orientiert, doch zeigen sie auf beste Weise, wie vielseitig und produktiv ein solcher Zugang sein kann. Denn die seitens der Geschichtswissenschaft vorliegenden Biographien zu besonders bekannten Fällen frühneuzeitlicher Scharlatanerie sind meist von rein ereignisgeschichtlicher Natur. Am Beispiel Leonhard Thurneyssers zeigt Tobias Bulang nicht nur die Problematik, sondern auch mögliche Strategien eines frühneuzeitlichen Experten zur Sicherung seines Status auf. Vor dem Hintergrund zunehmender Institutionalisierung von Wissensbereichen sind es gerade Habitus und Inszenierungsformen, die den Experten von seinem Gegenteil scheiden (Bulang, S. 166). Michael Lorber beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit der Rezeptionsgeschichte zu Johann Joachim Becher seitens der *historia literaria*. Lorber löst Becher aus den bekannten stereotypen Zuschreibungen und betrachtet ihn als eine Wissensfigur, die durch das Sammeln und Aufbereiten von Wissen neue Ordnungen von Wissen hervorbringt. Perspektivisch ist der Aufsatz auf die ökonomischen Aspekte, vorrangig natürlich der Alchemie als dem politisch wie ökonomisch relevanten Wissen schlechthin, ausgerichtet. Lorber exemplifiziert seine Thesen anhand der Gründung der Royal Society, einer Institution, die sich auf experimentelle Naturforschung gründet (Lorber, S. 205). Auch der Beitrag von Tina Asmussen folgt einer Biographie. Am Beispiel des als «grausamer Alchemysten Feind» (Asmussen, S. 215) bekannten Athanasius Kircher legt sie die soziale Produktivität von Streitkulturen wie auch die medialen Zirkulationswege von Kritik offen, indem sie den Diskurs der Scharlatanerie als Teil von wissenschaftlicher Kommunikation selbst betrachtet. Sie verweist in diesem Zusammenhang auf die zeitgenössische Differenzierung in wahre und falsche Alchemisten und verdeutlicht die Bedeutung von Augenzeugenschaft als Referenz wie auch die des geglückten Experiments als Beweis wahren Könnens. Jessica Korschanowski untersucht den Scharlatan als ikonographische Negativfigur der nordniederländischen Genremalerei. Diese, so die These, fungiert nicht nur als Methode der Darstellung von Wissen, sondern als die gezielte Umsetzung der zeitgenössischen und polemischen Auseinandersetzung der Experten- und Kompetenzfrage. Auch überführt Korschanowski den Scharlatan eines doppelten Betrugs: Er betrügt erstens mit seiner Selbstinszenierung und zweitens mit einem Produkt, dessen Verkauf

ihm erstere ermöglicht. Mit Livio Burattinos *dragon volant* erhebt Hania Siebenpfeiffer ein wissenschaftliches Experiment zum Untersuchungsgegenstand, das sich am lebendigen Objekt vollzieht. Im Flugversuch wird Erfolg wie Scheitern des «Scharlatans der Luft» (Siebenpfeiffer, S. 294) gleichermassen sichtbar. Siebenpfeiffers These folgend bewegt sich die Wissenskultur Europas im ausgehenden 17. Jahrhundert zwischen Betrug und Wissenschaft und ist gerade deshalb auf den Scharlatan als Figur, die ebendieser Konstellation entwächst und damit mitten im Wissens- und Wahrheitsdiskurs angesiedelt ist (Siebenpfeiffer, S. 289), angewiesen. Klara Vanek widmet sich in ihrem Beitrag einem satirischen Beispiel der Gelehrtenkritik und Ärzteschelte: dem Machiavellus Medicus. Dieser soll im Gegensatz zu den moralisch aufgeladenen Vorbildern stehen und liest sich als Anleitung zum profitablen Ärztebetrug. Der gute Fürst Machiavellis wird hier zum guten Arzt, der Tyrann übergibt seinen Part des Gegenspielers an den selbstsüchtigen Scharlatan (Vanek, S. 325). Am Beispiel des Eigennutzes, der nicht nur das Wohl des Patienten hintenanstellt, sondern gezielten Rufmord zu Werbe- und Verkaufsstrategie macht, thematisiert Vanek eine weitere ökonomische Seite der Scharlatanerie. Auch der Aufsatz von Caspar Hirschi zeigt, dass vermeintlich breit erforschte Biographien, wie die Franz Anton Mesmers, durchaus Potential für weitere Auseinandersetzungen bieten. Anhand der zeitgenössischen Frage nach der Glaubwürdigkeit von Mesmers Magnetismus-Kuren problematisiert Hirschi nicht nur die Rolle des wissenschaftlichen Experten, sondern im Allgemeinen den Umgang der institutionalisierten Wissenschaften mit deklarierten Pseudowissenschaften. Neben den Möglichkeitsräumen, die vermeintlich neue Wissenschaften als Karriere bieten, zeigt Hirschi auch, welche Rolle der Öffentlichkeit als Konsumentin neuer Wissenschaftspraktiken zukommt.

Facettenreich verhandelt der Band die Figur des Scharlatans nicht nur als Produzent von Scharlatanerie, sondern auch als Effekt gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Bedingungen selbst. Besonders die Beobachtung von Wissen und dessen Produktionsmöglichkeiten zwischen Tradition und Fortschritt unter Bezugnahme auf die zeitgenössischen Formen politischer und moralischer Ökonomie betont einen elementaren, aber oft wenig bedachten Aspekt in der Auseinandersetzung mit frühneuzeitlichen Figuren. Der Anspruch, figurative Funktionen herauszuarbeiten, wurde gerade in den Betrachtungen zum Scharlatan als Negativbild des idealen Gelehrten bestens erfüllt. Die Vielseitigkeit dieser Figur, die gewissermassen als Grenzläufer sowohl gesellschaftliche Grenzen markiert als auch diese unterwandert, wird deutlich, jedoch wäre hier eine stärkere inhaltliche und warum nicht auch theoretischere Auseinandersetzung mit dem Begriff der Relegation möglich gewesen. Die Aufsätze können im Ganzen wie auch einzeln durch ihre Geschlossenheit überzeugen. Möglicherweise führt aber gerade diese zu einigen Redundanzen, die die allgemeiner gehaltenen definitorischen Spezifikationen des Scharlatans betreffen: Zum Beispiel in Bezug auf Johann Burkhard Mencke und sein für den Scharlataneriediskurs wegweisendes Werk *De Charlataneria Eruditorum* (siehe die Beiträge von Rößler, Asmussen, Korschanowski, Siebenpfeiffer) oder auch hinsichtlich Diderots Definition von Scharlatanerie in der *Encyclopédie* (siehe hierfür Siebenpfeiffer, Hirschi). Der durchweg positive Gesamteindruck wird dadurch aber keineswegs geschmälert, so dass dies eher ein Hinweis für künftige Publikationsprojekte sein soll. Denn mit diesem Titel ist ein ebenso wertvoller wie anschlussfähiger Beitrag nicht nur für die frühneuzeitliche Wissenschaftsgeschichte erschienen. Und nicht zuletzt aufgrund des

abwechslungsreichen Quellenmaterials muss die Lektüre als ebenso unterhaltend wie gewinnbringend empfohlen werden. Livia Gertis, Universität Konstanz

Martin Ott, **Salzhandel in der Mitte Europas. Raumorganisation und wirtschaftliche Außenbeziehungen zwischen Bayern, Schwaben und der Schweiz 1750–1815,** München: Verlag C. H. Beck, 2013 (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte, Bd. 165), 663 Seiten.

Als wertvolle Handelsware, überlebenswichtiges Konservierungsmittel, zentrales Objekt in religiösen Ritualen und wichtige Einnahmequelle zahlreicher Staaten spielte das Salz im politischen, ökonomischen und kulturellen Leben der frühen Neuzeit eine entscheidende Rolle. Trotzdem fand der zwischenstaatliche Salzhandel, den Martin Ott in seiner Habilitationsschrift untersucht, bislang weder in der neueren Politikgeschichte noch in der Wirtschaftsgeschichte grossen Widerhall. Mit dem Ziel, die Diplomatiegeschichte um ökonomische Aspekte zu erweitern, nimmt Ott damit Staaten als wirtschaftliche Akteure in den Blick. Konkret fragt er, welche Rolle wirtschaftliche Interessen in der Diplomatie spielten und wie zwischenstaatlicher Handel und Kommunikation organisiert wurden. Dazu bedient er sich raumtheoretischer Ansätze, die allerdings nur teilweise überzeugen können.

Im ersten von drei Teilen analysiert Ott die räumlichen Grundlagen des Salzhandels zwischen Bayern und der Schweiz. Er beschreibt Bayern als Salzexporteur und argumentiert, dass reale räumliche Begebenheiten, wie die Verteilung der Produktionsstätten, räumliche Entfernung und Transportwege, die Güterströme und Handlungsoptionen der Protagonisten im Salzhandel determinierten. Mit Hilfe einer Topographie der möglichen Absatzgebiete zeigt er, warum gerade der relativ weit entfernte Schweizer Raum für Bayern im späten 18. Jahrhundert einen interessanten Wachstumsmarkt darstellte. Allerdings lenken ausufernde Beschreibungen der einzelnen Produktionsstätten, jeweils seit ihrer Gründung, und der Absatzräume – Analyse jedes einzelnen Schweizer Kantons – von den zentralen Argumenten ab. Das Problem zieht sich leider durch das gesamte Buch, kommt aber in diesem Kapitel besonders stark zum Tragen.

Nach der Beschreibung dieser Grundlagen widmet sich Ott der zwischenstaatlichen Kommunikation und der Organisation des Handels zwischen Bayern und der Schweiz im 18. Jahrhundert. Er kommt zum Ergebnis, dass die klassische diplomatische Kommunikation im zwischenstaatlichen Salzhandel eine untergeordnete Rolle spielte. Stattdessen wurden die zwischenstaatlichen Verhandlungen massgeblich durch Verwaltungsbehörden geprägt und zeichneten sich durch flexible Kommunikation über eine Reihe von formellen und informellen Kanälen aus. Problematisch ist dabei allerdings, dass die verschiedenen verwendeten Raumkonzepte weder klar definiert noch konsequent angewendet und unterschieden werden. So erschliesst sich dem Leser beispielsweise nicht, wie die Integration des Schweizer Wirtschaftsraumes in einen Handlungsraum der Diplomatie zu verstehen ist. Überzeugender scheint es, nach der Bedeutung des *economic sector* in der diplomatischen Kommunikation zu fragen. Dieser Ansatz wird jedoch leider erst sehr spät eingeführt und nicht konsequent verfolgt.

Die Organisation des Salzhandels zwischen Bayern und der Schweiz beschreibt Ott als partielle Territorialisierung. Durch den Vertrieb des Salzes mit Hilfe exterritorialer Behörden und die Kontrolle der Vertriebswege bis zum Bodensee weitete Bayern seinen Wirtschaftsraum weit über sein eigentliches

Territorium hinaus aus. Diese Strategie hatte allerdings erst Erfolg, als die genannten Massnahmen durch eine kognitive Erschliessung des Absatzraumes und eine flexible Anpassung an die Bedürfnisse potentieller Kunden ergänzt wurden. Dazu zählte auch die zunehmende Beeinflussung der bayerischen Salzproduktion durch die Schweizer Abnehmer. So entstand im bayerisch-schweizerischen Salzhandel des späten 18. Jahrhunderts eine komplexe, auf wechselseitiger Einflussnahme fussende Raumorganisation.

In einem abschliessenden Ausblick fragt Ott schliesslich, wie sich die politischen Umwälzungen der Jahrhundertwende auf den bayerischen Salzhandel auswirken. Dabei betont Ott zunächst die Kontinuität der bayerischen Raumorganisation, die sich trotz militärischer Bedrohung und revolutionären Ereignissen als äusserst robust erwies. Einen Bruch bedeutete erst die Verpachtung des Salzhandels an die Bayerische Salzhandelsgesellschaft, die allerdings eine kurze Episode blieb. Schon in den Verhandlungen um die territoriale Neuordnung Schwabens spielten traditionelle Strategien wieder eine zentrale Rolle. Ott macht deutlich, dass die bayerischen Verhandlungsführer bestrebt waren, die nicht mehr zeitgemässe partielle Territorialisierung zu überwinden und für den Salzhandel mit der Schweiz entscheidende Gebiete für Bayern zu gewinnen.

Neben den erwähnten inhaltlichen Schwächen fällt negativ auf, dass auf den Einsatz von Karten komplett verzichtet wurde. Solche wären sehr hilfreich gewesen, um die räumliche Situation im Salzhandel zu illustrieren. Trotz aller Kritik gilt es jedoch zu betonen, dass Martin Ott eine materialreiche Studie vorgelegt hat, die den zwischenstaatlichen Salzhandel ausführlich und quellennah beleuchtet. Auf dieser Grundlage werden zahlreiche Mythen der älteren Forschung entkräftet und mit dem zwischenstaatlichen Salzhandel ein bislang kaum beachtetes Thema erstmals erschlossen. Gabi Schopf, Bern

Franz Mathis, **Mit der Großstadt aus der Armut. Industrialisierung im globalen Vergleich,** Innsbruck: innsbruck university press, 2015, 263 Seiten.

Die Grossstadt geniesst in der Tradition des deutschen Sprachraums nicht den besten Ruf. Es gibt einen alteingesessenen Anti-Urbanismus, der sich schon im Wort *Verstädterung* andeutet. *Mit der Grossstadt aus der Armut* – der Titel, den der emeritierte Innsbrucker Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Franz Mathis über seine Globalgeschichte der Industrialisierung stellt, mutet vor diesem Hintergrund pointiert an. Die verbreiteten Berichte über Elendsviertel in historischen und gegenwärtigen Grossstädten der Welt könnten eher das Gegenteil suggerieren. Doch Mathis gelingt es, auf knappem Raum seine These plausibel zu machen, dass die Urbanisierung weltweit eine zentrale Voraussetzung für Industrialisierungsprozesse war. Zu dieser Einsicht ist er nach langer Beschäftigung mit Stadtgeschichte und allgemeiner Wirtschaftsgeschichte gelangt. Den Auftakt machte seine Pionierstudie von 1977, in der er die Bevölkerungsstruktur österreichischer Städte im 17. Jahrhundert detailliert untersuchte. Später dehnte er seinen Radius Schritt für Schritt aus und veröffentlichte vergleichende Beiträge zu verschiedensten Regionen und Zeitabschnitten.

Wie viele andere Autoren geht Mathis in seinem neuen Buch davon aus, dass die frühe städtische Bevölkerungsverdichtung die Marktorientierung, die Arbeitsteilung und das technologische Know-how förderte. Im Unterschied zu gängigen Lehrmeinungen betont er nun aber, dass eine zweite Phase der Urbanisierung – nämlich der Übergang zur Grossstadt – den entscheidenden Anstoss zur Indus-

trialisierung gab. Dazu bedurfte es der Metropolen, die im 19. Jahrhundert eine Bevölkerung von mehreren Hunderttausend und dann auch von Millionen erreichten, wie London, Paris oder Berlin.

> «Erst solche und andere Grossstädte stellten einen genügend grossen und aufnahmefähigen Markt dar, der es sinnvoll und vor allem lohnend erscheinen liess, gewerbliche Waren nicht mehr nur mit handwerklichen Methoden und in relativ kleinen Stückzahlen, sondern auf maschinelle Weise und in viel grösseren Mengen herzustellen. Industrielle Massenproduktion bedurfte eines Massenmarktes, wie er als Folge zum Teil rasch wachsender Bevölkerungen und damit einhergehender Landflucht in den modernen Grossstädten entstand» (S. 17).

Im einleitenden Kapitel arbeitet Mathis die Bedeutung der Bevölkerungsverdichtung und der damit generierten Binnennachfrage für die Industrialisierung heraus, indem er auch auf andere Erklärungen von Wirtschaftsentwicklung und ganz knapp auf frühere Interpretationen der Beziehung Urbanisierung–Industrialisierung eingeht. Die folgenden Kapitel breiten empirische Daten zu den meisten Weltgegenden aus: Europa, Amerika (USA, Kanada, Lateinamerika), Afrika, Asien (Nord- und Zentralasien, Westasien, Südasien, Südostasien, Ostasien) und Ozeanien (mit Australien und Neuseeland). Erfasst werden jeweils Angaben zur Urbanisierung und zur Beschäftigungsstruktur anhand des Dreisektorenmodells, mit der Abfolge Landwirtschaft–Industrie–Dienstleistungen. Als Indikatoren für die Industrialisierung werden in der Regel die Mechanisierung der Textilproduktion, namentlich der Baumwollverarbeitung, und die Eisen- und Stahlindustrie beigezogen. Als Massstab für den Konsum und Wohlstand der Bevölkerung dienen Angaben zur Verbreitung von Autos, Fernsehgeräten und Computern. Den Abschluss des Texts bildet ein Resümee mit dreissig kurzen Punkten zur Beziehung Grossstadt–Industrie und zu deren Einbettung in die Wirtschaftsgeschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart.

Franz Mathis hat den Mut zu einer tendenziell optimistischen Einschätzung von globalen Entwicklungsvorgängen und zur prononcierten theoretischen Vereinfachung. Naturgemäss lassen sich in solchen Fällen leicht Wünsche zur Differenzierung in Empirie, Methodik und Theorie anbringen. Wäre es nicht angemessen, auch auf die interessanten frühneuzeitlichen Urbanisierungsvorgänge in China einzugehen? Hätte man die methodischen Voraussetzungen des Dreisektorenmodells nicht ausführen und explizit machen sollen? Genügt eine lange Fussnote in der Einleitung (Fn. 7 auf S. 17) und eine kurze Fussnote im Resümee (Fn. 538 auf S. 192) zur Auseinandersetzung mit anderen Autoren, die sich zur Beziehung Grossstadt–Industrie äussern?

In meinen Augen sollte man hier solche Fragen zurückstellen und vor allem die Tatsache würdigen, dass das Buch von Mathis eine innovative These zu einem überaus relevanten Thema zur Diskussion stellt. Sie beruht auf einer langen persönlichen Auseinandersetzung mit dem Fragenkomplex und weist unübersehbare Stärken auf. So ist die Regionalität von wirtschaftlicher Entwicklung – ein eminent wichtiger Tatbestand – damit besonders gut fassbar. Die These ist auch geeignet, das Bevölkerungswachstum und die Bevölkerungsdichte als Basisfaktoren von wirtschaftlicher Entwicklung in Erinnerung zu rufen, die heute in verschiedenen wirtschaftshistorischen Ansätzen neue Beachtung finden. Es ist also zu wünschen, dass das Buch in der wissenschaftlichen Community eine breite

Aufnahme findet und zu weiteren Studien anregt. Da es sich um eine globale Übersicht handelt, wäre dazu eine englische Version besonders vorteilhaft.

Jon Mathieu, Luzern

Brigitte Studer, **The Transnational World of the Cominternians,** translated by Dafydd Rees Roberts, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2015, 227 Seiten.

Die Kommunistische Internationale, die Komintern, war mit ihrer globalen Tätigkeit und ihrem Ziel der Weltrevolution eine internationale Organisation, zugleich wegen des dichten Austausches von Personen transnational orientiert und schliesslich auf einen nationalen Raum ausgerichtet, in dem die politische Aktion stattfand (S. 4). Deshalb bietet es sich für Brigitte Studer – Professorin für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte an der Universität Bern – an, die «transnationale Welt» der ausländischen Kommunisten in der Sowjetunion und namentlich derjenigen, die in der Komintern arbeiteten, zu untersuchen. Ihr Schwerpunkt liegt dabei auf dem Niedergang dieser Welt. Themen wie die Nachrichtendienste der Komintern, die Verbindungen zu aussenpolitischen Aktionen oder die Untergrundtätigkeiten, die ebenfalls transnationale Bezüge aufweisen, bleiben ausser Betracht. In ihrer Untersuchung greift Studer auf das umfangreiche autobiographische Material zurück, das diese Menschen bei der von ihnen geforderten «Arbeit am Selbst» (S. 18) hinterlassen haben und das nach der Öffnung der Archive in Russland zugänglich wurde.

Deutlich werden soll hierbei die «subjektive und emotionale Dimension» der Geschichte (S. 150), wobei eine Möglichkeit gewesen wäre, diese aus den Lebensgeschichten einiger weniger «Cominternians» heraus zu entwickeln. Studer hat sich für einen anderen Weg entschieden und aus den reichhaltigen Quellen Aussagen und Verhaltensweisen zahlreicher Personen ausgewählt, die sie dann je nach thematischer Ausrichtung in den entsprechenden Kapiteln anführt. Das hat den Nachteil, dass die Leserinnen und Leser nur wenig über das Leben dieser Menschen erfahren und die Belegstellen manchmal eher illustrativ wirken. Der Vorteil dieses Verfahrens liegt aber auf der Hand: Es tritt eine Vielzahl von Aspekten differenziert hervor, die auf unterschiedliche Möglichkeiten und Handlungsalternativen hinweisen.

Studer schildert zunächst den institutionellen Kontext, das «bolschewistische Modell» (S. 22) und dessen Veränderungen in den 1920er und 1930er Jahren mit der Entstehung des stalinistischen Machtsystems, die Hoffnungen und Enttäuschungen, das «soziale Milieu» (S. 29) sowie die zunehmende Dominierung der nationalen Parteien. In all dem mussten sich die ausländischen Kommunisten in Moskau zurechtfinden. Ein besonderes Kapitel ist den Frauen gewidmet, denen sich in der Sowjetunion neue «berufliche, intellektuelle und kulturelle Möglichkeiten» (S. 40) eröffneten, die aber dann erleben mussten, dass sich traditionelle Geschlechterbilder mehr und mehr durchsetzten. Die Vorstellungen einer «Neuen Frau» erschöpften sich – anders als in den 1920er Jahren – in einem «zivilisierten» Verhaltenskodex («kul'turnost'», S. 51), der sich, trotz Gleichstellung mit dem Mann bei der Arbeit, auf Familie, Mutterschaft und herkömmliche Schönheitsideale gründete. Offenbar kam dies den Erwartungen vieler Frauen entgegen, zumal es mit grosser öffentlicher Anerkennung verbunden war. Die Kritik einer Anzahl Kommunistinnen, die infolge der Diskussionen in den 1920er Jahren zu einem neuen Genderverständnis vorgestossen waren, konnte keine Änderung bewirken.

Auf das in den 1930er Jahren durch Kontrolle, Überwachung und Repression zusehends eingeschränkte Alltagsleben reagierten die ausländischen Kommunisten unterschiedlich: Manche blieben trotz Enttäuschung überzeugt und enthusiastisch, andere machten einfach weiter und hofften auf bessere Zeiten, wenige wandten sich vom Sowjetkommunismus ab. Der Internationalismus endete auch formal mit der Verfassung von 1936. Nun wurden die Nation und das Russische betont, entsprechend sollten die ausländischen Kommunisten Russisch lernen. Zugleich wurde die Asylpolitik eingeengt.

Im Mittelpunkt des Buches stehen die «Techniken des Selbst» (Foucault), wie sie von den Kommunisten erwartet wurden und wie diese damit umgingen. Sie mussten mehrfach Fragebögen ausfüllen, Autobiographien und «Selbst-Berichte» (S. 73) schreiben, die von «Charakterisierungen» seitens des Apparates begleitet wurden. Bedeutete das Verfahren von «Kritik und Selbstkritik» (S. 74) ursprünglich eine selbstkritische Debatte innerhalb der Partei über soziale Übel, zum Beispiel den Bürokratismus, so bezog es sich nun auf die einzelne Person, die sich neben den schriftlichen Äusserungen auch öffentlichen Diskussionen stellen musste. Der Begriff der «Säuberung» erfuhr ebenfalls eine Veränderung: Aus einer «Reinigung» von Karrieristen, Opportunisten, säumigen Beitragszahlern und dergleichen, wie sie auch in anderen Parteien üblich war, wurde ein Instrument der Machtausübung gegenüber angeblichen «Abweichlern». Dies wirkte sich nachhaltig auf den Habitus der Betroffenen aus (S. 79, 94, 99, 140).

So hatten nun die internationalen Kader während ihrer Ausbildung zu lernen, eine «erfolgreiche Biografie» zu schreiben (S. 78), die Parteilinie «richtig» zu verstehen, die individuellen Interessen hinter den Interessen des Kollektivs und der Partei zurücktreten zu lassen sowie «Irrtümer» zu bekennen (S. 95, 100). Beaufsichtigt und beurteilt von Lehrern, Schul- und Parteileitung mussten sie in völliger Offenheit dem jeweiligen Kollektiv ihr Leben und Denken darlegen. Man durfte sich nicht einfach mehr mit jemandem treffen und sich von niemandem in der «Wachsamkeit» gegen «Abweichler» und «Schädlinge» übertreffen lassen, man musste jedes Wort auf die Goldwaage legen (S. 139). Dazu gehörte, dass man der Norm des «Neuen Menschen» so weit wie möglich entsprach, die jetzt – ähnlich wie bei der «Neuen Frau» – von äusserlichen Verhaltensmerkmalen der «kul'turnost'» ausging (S. 98). Diese sollten «internalisiert» werden, sonst drohte Repression (S. 106). Parteidisziplin stand über allem. Statt Irrtümer zu beseitigen, wurden vor allem seit 1936 diejenigen «liquidiert, die irrten» (S. 107).

Um die «Cominternians» besser kontrollieren zu können, wurde in den 1930er Jahren Druck auf sie ausgeübt, Mitglied der Sowjetpartei und Staatsbürger der UdSSR zu werden. Dies war mit erneuten biographischen Schriften und bürokratischen Überprüfungen durch eine spezielle Kommission und den sowjetischen Geheimdienst verbunden. 1937 warteten 5000 Mitglieder ausländischer Parteien auf die Überführung in die KPdSU (S. 87, vgl. 134, 141). Wer die Genehmigung nicht erhielt, musste mit erheblichen Schwierigkeiten rechnen.

Privatheit gab es schliesslich nicht mehr, selbst nicht in sexueller Hinsicht. Was nicht öffentlich geschah, konnte ein Zeichen für politische Unzuverlässigkeit sein (S. 113, 118). Deshalb mischte sich die Partei «inquisitorisch» in das Leben ihrer Mitglieder ein (S. 110). War jemand als «Parteifeind» entlarvt, galten alle ihm nahe stehenden Menschen ebenfalls als verdächtig, weil sie seine «Schädlingstätigkeit» nicht bemerkt oder nicht gemeldet hatten. Ein vollständiger Bruch mit jenem war

das mindeste, was erwartet wurde, und nutzte doch oft nichts. Im Übrigen wirkte sich hier noch einmal das Genderverständnis der Parteileitung aus: Männer wurden für gefährlicher gehalten als Frauen, zudem waren Frauen weniger in Führungspositionen vertreten. Daher fielen mehr männliche als weibliche Kommunisten dem stalinistischen Terror zum Opfer (S. 124).

Durch diese Entwicklung wurde die «transnationale Enklave» (S. 21) der ausländischen Kommunisten in der Sowjetunion zerstört. Diese wurden «von Genossen zu Spionen» (S. 126). Die Komintern galt als verdächtig, «Feinde» zu beherbergen. Gegenüber den «Fremden» formte sich ein Misstrauen, das für Jahrzehnte eine prägende Wirkung entfaltete (S. 126, 132). Ausländische Organisationen wurden aufgelöst. Es herrschte eine fremdenfeindliche, «paranoide Atmosphäre» (S. 141), welche die Identität der «Cominternians» fundamental destabilisierte (S. 140). Ihre «kosmopolitische Gesellschaft» (S. 142), etwa im Moskauer Hotel Lux, wurde ebenso aufgelöst wie jegliche persönliche Beziehung. An deren Stelle traten gegenseitige Verdächtigungen, Denunziationen, Isolierung oder gar Zerstörung der Persönlichkeit. Zu rechnen war mit Ausschluss aus der Partei, Verhaftung – auch von Familienangehörigen und Bekannten –, Folterung und Ermordung. Viele meldeten sich, keineswegs immer mit Erfolg, für den Kampf im Spanischen Bürgerkrieg oder für die Rückkehr in ihr Herkunftsland, um der Atmosphäre in Moskau zu entfliehen. Für andere bedeutete der stalinistische Terror einen vollständigen «geistigen Zusammenbruch». Unter den politischen Emigranten herrschte geradezu eine «apokalyptische Stimmung» (S. 139).

In ihrem «Epilog» (S. 144) gibt Studer einen knappen Überblick über die Auflösung der Komintern 1943 – eine Konsequenz aus der vorangegangenen Entwicklung –, über die Struktur des 1947 ins Leben gerufenen Kominform, das Kommunistische Informationsbüro, und über die weitere Geschichte des internationalen Kommunismus. Sie folgert, dass der Niedergang der Komintern nicht nur das Ende einer bedeutenden revolutionären Institution gewesen sei, sondern auch das Ende einer Hoffnung von Millionen Menschen und eines «transnationalen kulturellen Milieus» (S. 149). Einige, die den Terror überlebt hatten, machten die Verbrechen des Stalinismus öffentlich; die meisten aber schwiegen. Teilweise blieben sie vom Kommunismus überzeugt, wollten in der Zeit des Kalten Krieges nicht den Antikommunisten in die Hände spielen oder wollten ihre Überzeugungen nicht aufgeben, weil sie ihnen auch während der Repressionen Kraft gegeben hatten. Vermutlich führten aber nicht zuletzt die traumatischen Erfahrungen selbst dazu, dass über sie nicht gesprochen werden konnte.

Dass sich derart viele Menschen dem Druck beugten und ihren Habitus grundlegend änderten, macht immer wieder fassungslos, obwohl dieses Verhalten durch die Mechanismen der «Arbeit am Selbst», der Überwachung und der Bestrafung verständlich und nachvollziehbar wird. Brigitte Studer trägt durch ihre an Foucault und Bourdieu orientierte Analyse wesentlich dazu bei. Sie fasst mit diesem Buch ihre jahrzehntelange Forschung zusammen. Dabei greift sie auf schon früher publizierte Aufsätze zurück, die sie aber so überarbeitet hat, dass ein eigenständiges Werk mit nur gelegentlichen Überschneidungen entstanden ist. Für alle, die sich über den Zusammenbruch der «transnationalen Welt der Cominternians» informieren wollen, ist es ebenso unverzichtbar wie für die weitere Forschung.

Heiko Haumann, Elzach-Yach / Basel

Luc van Dongen, Stéphanie Roulin, Giles Scott-Smith (Hg.), **Transnational Anti-Communism and the Cold War: Agents, Activities, and Networks,** Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2014 (The Palgrave Macmillan Transnational History Series), 292 Seiten.

Der 2014 bei Palgrave Macmillan erschienene englischsprachige Sammelband *Transnational Anti-Communism and the Cold War: Agents, Activities, and Networks* ging aus einer Tagung hervor, die im Herbst 2011 an der Universität Fribourg durchgeführt wurde. Mit Luc van Dongen (Fribourg), Stéphanie Roulin (Fribourg) und Giles Scott-Smith (Leiden) fungieren zwei ausgewiesene Spezialisten sowie eine ausgewiesene Spezialistin zur Geschichte des Antikommunismus als Herausgebende. Die Resultate des Sammelbandes lassen sich in drei übergreifenden Thesen zusammenfassen, welche bisherige Forschungen zur Geschichte des Antikommunismus im Kalten Krieg differenzieren und erweitern: Erstens zeigen die Beiträge, dass dem Antikommunismus während des Kalten Krieges sehr unterschiedliche politische Motive und Identitäten zugrunde lagen. So lässt sich ein breites ideologisches Spektrum eruieren, das von Anarchisten und Sozialisten über Konservative und christliche Bewegungen bis zur äusseren Rechten reichte. Wie die Herausgebenden in der Einleitung betonen, ist diese Pluralität und Heterogenität für das Phänomen des Antikommunismus charakteristisch, wobei die Bezeichnung Antikommunismus oftmals als Label diente, um divergierende Interessen und Akteure zu vereinen. Zweitens plädiert der Band dafür, die USA im historiographischen Narrativ über den Antikommunismus zu dezentrieren. Der überdurchschnittliche Einfluss der USA auf die antikommunistische Ideologie, Mobilisierung und Propaganda des Westens wird dabei keineswegs negiert. Die Herausgebenden kritisieren jedoch die Tendenz, deren Rolle einseitig überzubewerten. Drittens unterstreichen die Beiträge, dass antikommunistische Aktivitäten privater Akteure nicht nur als nationalstaatlich orchestrierte Unternehmungen zu verstehen sind. Vielmehr verfolgten Individuen und private Organisationen mitunter eigene Pläne, die mit staatlichen Zielen bisweilen deckungsgleich waren, teilweise aber auch quer zu diesen standen oder über diese hinausgingen. Aufgrund von Rollenkumulationen, so die Herausgebenden einleitend, verwischte sich die Trennlinie zwischen staatlichen und privaten Akteuren zudem häufig. Diese Thesen werden – um es gleich vorwegzunehmen – in den siebzehn Beiträgen anhand von Fallbeispielen auf überzeugende Weise empirisch fundiert.

Der Band gliedert sich in vier Teile, die auf jeweils unterschiedliche Formen transnationaler antikommunistischer Netzwerke fokussieren. Dabei handelt es sich überwiegend um Netzwerke von Eliten, die relativ unabhängig von politikgestaltenden Organen operierten. Der erste Teil nimmt sich eines Themas an, das in seinen Grundzügen bereits gut erforscht ist. Im Zentrum stehen Akteure, die mit demjenigen internationalen Netzwerk des Antikommunismus verbunden waren, das unter US-amerikanischer Führung stand beziehungsweise durch die CIA finanziert wurde. Die vier Beiträge behandeln die American Society of African Culture (Hugh Wilford), die skandinavische, insbesondere dänische Gewerkschaftsbewegung (Dino Knudsen), den Schweizer Gewerkschaftsführer Lucien Tronchet (Luc van Dongen) und den niederländischen Journalisten Sal Tas (Tity de Vries). Deren gemeinsames Ziel war es, den kommunistischen beziehungsweise sowjetischen Macht- und Einflussbereich – sei es in den nach der Dekolonisation neu entstandenen afrikanischen Staaten oder in nationalen wie inter-

nationalen Gewerkschaftsbünden – zu begrenzen. Als Mittel zu diesem Zweck diente entweder kulturpolitisches, gewerkschaftliches oder publizistisches Engagement. Die Fallbeispiele machen deutlich, dass die erwähnten Individuen und Organisationen trotz finanzieller Unterstützung nicht nur als verlängerte Arme der USA fungierten, sondern ihre Positionen auch dazu nutzten, um eigene Interessen zu vertreten und ihren Handlungsspielraum zu vergrössern. Gut lässt sich dies an der Figur des Genfer Gewerkschafters Lucien Tronchet illustrieren, der mit Geldern der CIA-finanzierten American Federation of Labor in Genf das Centre d'entraînement syndical international, ein gewerkschaftliches Ausbildungszentrum, ausbaute. Eine nicht-US-amerikanische Nationalität konnte dabei hilfreich sein, um glaubwürdig *unabhängige* antikommunistische Positionen zu vertreten und Kontakte zu knüpfen. In den Beiträgen des ersten Teils wird somit ein komplexes Beziehungsgeflecht zwischen der CIA und den von ihr direkt oder indirekt unterstützten Personen und Institutionen sichtbar, das sich von den USA nicht vollends kontrollieren liess.

Die sechs Beiträge des zweiten Teils des Bandes widmen sich transnational operierenden antikommunistischen Netzwerken – Paix et liberté (Bernard Ludwig), die Assembly of Captive European Nations (Martin Nekola), die World Anti-Communist League (Pierre Abramovici), Interdoc (Giles Scott-Smith), das Institute for the Study of Conflict (Jeffrey H. Michaels) und Le Cercle (Adrian Hänni). Diese transnationalen Netzwerke lassen sich in internationale Dachorganisationen, welche die Anstrengungen nationaler und regionaler Komitees zu koordinieren versuchten, sowie in transeuropäische beziehungsweise transatlantische Think Tanks einteilen. Deren Aktivitäten umfassten insbesondere das breite Spektrum der psychologischen Kriegsführung – so wurden etwa Plakat- und Informationskampagnen lanciert, wissenschaftliche und politische Konferenzen veranstaltet, Ausstellungen organisiert, Zeitschriften herausgegeben und Vorträge gehalten. Neben diesen Tätigkeiten, die darauf abzielten, die Öffentlichkeit, die Medien oder die Politik bestimmter Staaten zu beeinflussen, wurden teilweise auch verdeckte Operationen durchgeführt, die – so etwa bei der World Anti-Communist League – die Unterstützung militanter antikommunistischer Gruppierungen mit einschliessen konnten. Im Zentrum der Beiträge des zweiten Teils steht indessen die Zirkulation von Ideen, Informationen und Wissen sowohl in als auch zwischen transnationalen antikommunistischen Netzwerken. Dabei wird deutlich, dass deren politische Schlagkraft nicht selten durch Interessenkonflikte und politische Differenzen zwischen den beteiligten nationalen Akteuren beeinträchtigt wurde.

Der dritte Teil des Bandes beleuchtet intellektuelle antikommunistische Netzwerke. Die vier Fallbeispiele fokussieren auf den aus Polen stammenden, an der Universität Fribourg tätigen Philosophen und Dominikaner Józef Bocheński (Matthieu Gillabert), die französische Politologin und Publizistin Suzanne Labin (Olivier Dard), die Mont Pèlerin Society (Niels Bjerre-Poulsen) sowie den (bundes-)deutschen Ordoliberalen und Verfechter der sozialen Marktwirtschaft Wilhelm Röpke (Jean Solchany). Bocheński gründete im katholischen Fribourg ein Osteuropainstitut, das Teil eines internationalen Netzwerkes für Osteuropastudien war und über Verbindungen nach Polen, in die Bundesrepublik Deutschland, in die USA und zum Vatikan verfügte. Während Bocheński als anerkannter Spezialist für dialektischen Materialismus galt, machte sich Labin weniger als Wissenschaftlerin, sondern vielmehr als populäre Autorin einen Namen. Verlinkt mit

verschiedenen transnationalen antikommunistischen Netzwerken wurden ihre Texte über kommunistische Machenschaften und Verbrechen in zahlreiche Sprachen übersetzt und innerhalb und ausserhalb Europas vertrieben. Die Mont Pèlerin Society und Wilhelm Röpke wiederum stehen für die Verbindungen von (Neo-)Liberalismus und Antikommunismus. Planung, Kollektivismus, Keynesianismus, Kommunismus – mit unterschiedlicher Schattierung waren dies die Schlagworte, gegen welche die freie Marktwirtschaft in westlichen Demokratien durchgesetzt werden musste. Ein gemeinsam geteilter, mehr oder weniger ausgeprägter Antikommunismus bildete das intellektuelle Fundament für das Vorhaben, die Ausbreitung des Wohlfahrtstaates zu verhindern. Die Beiträge im dritten Teil rücken somit Individuen und Organisationen ins Zentrum, deren intellektuelle antikommunistische *Aufklärungsarbeit* auf einen langfristigen Wandel des (wirtschafts-)politischen Klimas des Westens abzielte.

Die drei Beiträge im vierten Teil des Bandes untersuchen christliche antikommunistische Netzwerke. Der International Council of Christian Churches (Markku Ruotsila) bildete das Koordinationsorgan bibeltreuer Protestanten, das indessen mit kulturellen und theologischen Differenzen zwischen militanteren US-amerikanischen und gemässigt konservativen europäischen Kirchenvertretern zu kämpfen hatte. Konflikte entzündeten sich insbesondere an der Frage, mit welchen Methoden der Kommunismus bekämpft werden sollte, wobei US-amerikanische Mitglieder auch militärische Interventionen guthiessen. Beim weniger radikalen Comité international de défense de la civilisation chrétienne (Johannes Grossmann), das enge Verbindungen zur katholischen Kirche unterhielt, fungierte die Formel der christlichen Zivilisation als propagandistischer Kampfbegriff, um den Kommunismus als Gesellschaftsmodell zu diskreditieren. Neben den Fallstudien zu den beiden internationalen Dachorganisationen zeichnet das dritte Fallbeispiel die Aktivitäten eines christlichen, hauptsächlich protestantischen Netzwerks nach, das Bibeln in osteuropäische Länder schmuggelte (Bent Boel). Dessen Mitglieder arbeiteten länderübergreifend zusammen, um Bibeln zu produzieren, zu übersetzen, zu finanzieren und nach Osteuropa zu schaffen.

Der Band besticht durch detaillierte Rekonstruktionen (bislang wenig bekannter) antikommunistischer Netzwerke und deren Aktivitäten. Aufmerksame Lesende können leicht – wenn auch nicht explizit gemachte – Querverbindungen zwischen den einzelnen Fallstudien erkennen (es gibt zudem ein hilfreiches Register zu Personen und Organisationen). Die Stärke des Bandes geht aber zugleich mit einer kleinen Schwäche einher: Die Mehrheit der Beiträge ist eher deskriptiv sowie akteurs- und ereignisgeschichtlich orientiert. Ein stärker problemorientierter Zugang hätte hier dazu beitragen können, Einzelerkenntnisse noch besser an die jüngste Politik- und Ideengeschichte des Kalten Krieges anzuschliessen. Diese kritische Anmerkung soll die Leistung des Bandes jedoch keineswegs schmälern. Mit seiner methodischen Rahmung, den Antikommunismus während des Kalten Krieges konsequent aus einer transnationalen Perspektive zu betrachten, knüpft der Band auf innovative Weise an ein aktuelles Postulat der Cold War Studies an. Gleiches gilt für das Vorhaben, ein breites Spektrum an antikommunistischen Netzwerken in den Blick zu nehmen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede quer zu nationalen Kontexten, politischen Motiven und individuellen Biographien erkennbar zu machen. Hier trägt der Band dazu bei, den Kalten Krieg weiter zu dezentrieren. Insgesamt liegt somit ein anregendes Werk vor, das eine gute

Grundlage bietet, um den Antikommunismus im Kalten Krieg weiter zu erforschen.

Sibylle Marti, Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universität Zürich

Helmut Meyer, **Geschichtsunterricht. Eine praxisnahe Einführung,** Zürich: episteme.ch, 2014, 256 Seiten.

Diese didaktische Einführung in den Geschichtsunterricht wurde von Helmut Meyer, langjährigem Mittelschullehrer und emeritiertem Dozent für Fachdidaktik Geschichte an der Universität Zürich, verfasst. Das Buch richtet sich vor allem an angehende Geschichtslehrende der Gymnasialstufe, aber auch erfahrene Lehrpersonen werden die eine oder andere Anregung mitnehmen können.

Die Einführung von Meyer umfasst vier Teile: Der erste Teil mit dem Titel *Zwischen Pädagogik und Geschichtswissenschaft* führt in die Geschichte der Pädagogik und in die Arbeit des Historikers ein. Des Weiteren wird das Schulfach Geschichte zwischen diesen beiden Disziplinen verortet. Dieser erste Teil holt sehr weit aus und reicht thematisch von der Entwicklung der allgemeinen Didaktik bis hin zu den Methodenwerkzeugen der Historiker. Das sind grosse Themen für etwas mehr als fünfzig Seiten, und dementsprechend fehlt hier nicht nur Tiefe, sondern es bleibt nach der Lektüre auch die Frage offen, ob die Behandlung der allgemeinen Didaktik oder die Methoden der Historiker in einer didaktischen Einführung in das Metier des Geschichtsunterrichts wirklich notwendig sind.

Im zweiten Teil *Ziele und Mittel* geht Meyer einerseits auf die Lern- und Kompetenzziele des Schulfaches Geschichte ein, andererseits auf die verschiedenen Medien, die im Geschichtsunterricht eine Rolle spielen. Er präsentiert eine breite Medienvielfalt für den Geschichtsunterricht, die neben den schriftlichen Quellen auch Karten, Filme oder Tondokumente umfasst. Im Bereich der Lern- und Kompetenzziele liegt sein Fokus auf der Lernzielorientierung, die er auch mit praktischen Beispielen anreichert und so anschaulich vermittelt, auf welche Weise mit Lernzielen im Geschichtsunterricht gearbeitet werden kann. Der neueren Tendenz der Kompetenzorientierung im Geschichtsunterricht widmet Meyer nur ein Unterkapitel, in dem er diese ausserdem auch sehr kritisch hinterfragt. Somit schwimmt er deutlich gegen den Strom der aktuellen Geschichtsdidaktik, die der Kompetenzorientierung einen hohen Stellenwert beimisst.

Der dritte Teil *Unterricht* behandelt verschiedene methodische Formen für das Schulfach Geschichte. Dieser Teil überzeugt durch die kurze und knappe Darstellung zahlreicher Methoden, welche die kreativen Möglichkeiten, die einer Geschichtslehrperson zur Verfügung stehen, in ihrer Vielfalt aufzeigt. Meyer beschreibt nicht nur die einzelnen Lernformen, sondern zeigt auch Vor- und Nachteile für Lehrende und Lernende in der Praxis auf. Schön ist, dass das Buch neben klassischen Methoden wie dem fragend-entwickelnden Unterrichtsgespräch oder der Gruppenarbeit auch speziellere Lernformen vorstellt, die gerade den Geschichtsunterricht bereichern wie beispielsweise die Geschichtswerkstatt, Simulations- oder Rollenspiele und Oral History.

Helmut Meyers Werk zeugt von viel Erfahrung im praktischen Geschichtsunterricht. Vieles kommt einem als Lehrperson bekannt vor: Das Buch arbeitet mit Beispielen von Bildern und Quellen, die zur Standardausrüstung jeder Geschichtslehrperson gehören, und es nimmt Probleme auf, die man aus der eigenen Lehrerfahrung kennt. Gleichzeitig verweist es in den einzelnen Kapiteln auf je-

weils weiterführende und vertiefende Literatur zu den Themen, die in Kästchen am Rand notiert ist. Das Buch bietet einen guten ersten Überblick über die vielfältige Unterrichtstätigkeit einer Geschichtslehrperson. Positiv hervorzuheben ist auch, dass mit diesem Buch nun ein Werk auf dem Markt erschien, das sich spezifisch auch auf die schweizerische Situation des Geschichtsunterrichts am Gymnasium bezieht und mit entsprechenden Beispielen von Lehrplänen und anderen Dokumenten arbeitet.

Die ausgewiesene Referenz auf die Praxis lässt aber im Gegenzug oft die Rückbesinnung auf theoretische Konzepte in Bezug auf Historisches Lernen und eine breitere Behandlung aktueller Diskussionen, wie die Kompetenzorientierung, vermissen, die andere, ebenfalls in den letzten Jahren erschienene geschichtsdidaktische Einführungen für den praktischen Unterricht aufnehmen und auch in der aktuellen Lehrerbildung eine Rolle spielen sollten. So bedienen der *Wegweiser Geschichtsdidaktik* von Ulrich Baumgärtner, die *Geschichtsdidaktik* von Nicola Brauch und die *Geschichtsdidaktik* von Hans-Jürgen Pandel auch klarer als Meyer die Schnittstelle zwischen aktuellen geschichtsdidaktischen Erkenntnissen und dem praktischen Geschichtsunterricht.[10]

Helene Mühlestein, KME Zürich und PH St. Gallen

10 Ulrich Baumgärtner, Wegweiser Geschichtsdidaktik. Historisches Lernen in der Schule, Paderborn 2015; Nicola Brauch, Geschichtsdidaktik, Berlin/Boston 2015; Hans-Jürgen Pandel, Geschichtsdidaktik. Eine Theorie für die Praxis, Schwalbach/Ts 2013.